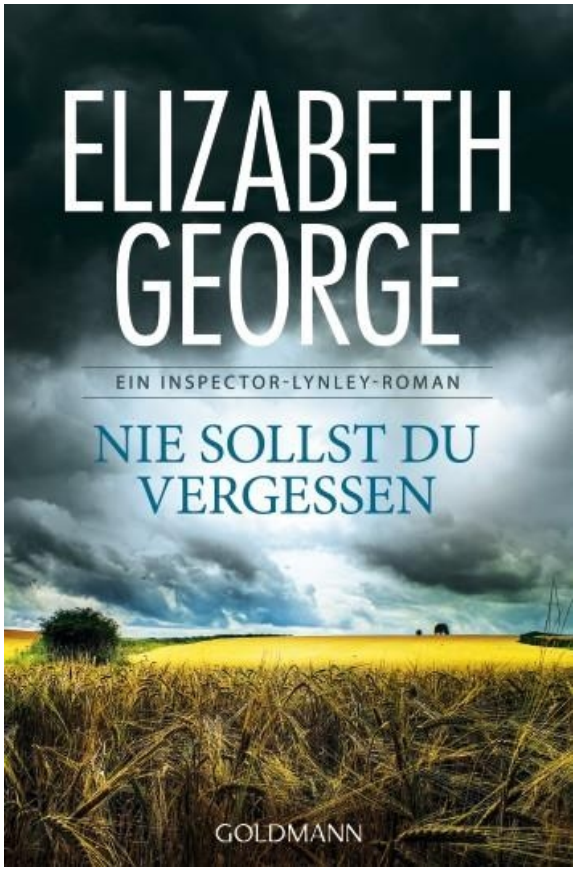

Leseprobe

Elizabeth George

Nie sollst du vergessen

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €

Seiten: 928

Erscheinungstermin: 20. Juli 2015

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguin.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Inspector Lynleys elfter Fall in großartiger Neuausstattung.

An einem regnerischen Abend wird in London eine Frau überfahren. Es handelt sich eindeutig um Mord. Bei ihren Ermittlungen sehen sich Inspector Lynley und Barbara Havers bald einem düsteren Familiendrama gegenüber, in dem überzogener Ehrgeiz, falsch verstandene Liebe und verzweifelte Lügen bereits vor zwanzig Jahren tödliche Konsequenzen hatten. Und sie erleben irritiert, dass man sie von höchster Stelle aus bei ihren Recherchen zu behindern sucht. Doch Lynley und Havers lassen sich davon nicht beirren ...

Autor

Elizabeth George

Akribische Recherche, präziser Spannungsaufbau und höchste psychologische Raffinesse zeichnen die Bücher der Amerikanerin Elizabeth George aus. Ihre Fälle sind stets detailgenaue Porträts unserer Zeit und Gesellschaft. Elizabeth George, die lange an der Universität »Creative Writing« lehrte, lebt heute in Seattle im Bundesstaat Washington, USA. Ihre Bücher sind allesamt internationale Bestseller, die sofort nach Erscheinen nicht nur die Spitzenplätze der deutschen Verkaufscharts erklimmen. Ihre Lynley-Havers-Romane wurden von der BBC verfilmt und auch im deutschen Fernsehen mit großem Erfolg ausgestrahlt.

ELIZABETH GEORGE

Nie sollst du vergessen

GOLDMANN

Buch

In einer regnerischen Nacht wird Eugenie Davies in London von einem Autofahrer getötet. Ein Unfall ist definitiv auszuschließen: Die Frau wurde frontal angefahren und danach mehrmals absichtlich mit dem Wagen überrollt. Doch was hatte Eugenie Davies so spät am Abend überhaupt in der Stadt zu suchen? Und warum trug sie einen Zettel mit dem Namen jenes Mannes bei sich, der später ihre Leiche findet? An welchem Punkt ihres komplizierten und tragischen Lebens traf sie auf den Menschen, der schließlich ihren Tod wollte? Gibt es womöglich einen Zusammenhang zwischen diesem Mord und einem berühmten musikalischen Wunderkind, das kurz zuvor so plötzlich wie unerklärlich die Fähigkeit zum Violinspiel verlor?
Für Inspector Thomas Lynley, in dessen Privatleben sich zur selben Zeit dramatische Veränderungen ankündigen, sind diese Fragen nur der Auftakt zu Ermittlungen, in deren Verlauf er auf einem gefährlich schmalen Grat zwischen persönlicher Loyalität und beruflicher Ehre wandert. Denn Superintendent Webberly persönlich will die Ermittlungen überwachen, was er mit der Tatsache begründet, dass er selbst einmal einen Mordfall in der Familie Davies bearbeitet hat. Thomas Lynley und Barbara Havers stellen betroffen fest, dass ihr Chef Webberly mehr über die Familie und insbesondere über Eugenie Davies zu wissen scheint, als er preisgibt – ja, dass er sogar versucht, sie bei der Auswertung von Erkenntnissen zu behindern. Für Lynley und Havers steht ihre berufliche Laufbahn auf dem Spiel, doch sie sind schon viel zu tief in den Fall eingedrungen, um sich noch zurückziehen zu können. Denn die Familie Davies nährt einen tödlichen Kreislauf aus Versagen, Wut und Gewalt, der immer neue Opfer fordert …

Weitere Informationen zu Elizabeth George
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Elizabeth George

Nie sollst du vergessen

Ein Inspector-Lynley-Roman

Deutsch
von Mechtild Sandberg-Ciletti

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien unter
dem Titel »A Traitor to Memory«
bei Bantam Books, New York.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

5. Auflage
Taschenbuchausgabe August 2015
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Copyright © der Originalausgabe 2001 by Susan Elizabeth George
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2001
by Blanvalet Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
KN · Herstellung: Str.
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-48358-7

www.goldmann-verlag.de

Für das andere Jones-Mädchen,
wo immer sie ist.

Mein Sohn Absalom! Mein Sohn, mein Sohn Absalom!
Wollte Gott, ich wäre für dich gestorben.

Zweites Buch Samuel, Kap. 19,1

Maida Vale London

Dicke sind toll. Dicke sind toll. Dicke sind toll, toll, toll.

Katie Waddington begleitete ihren schwerfälligen Schritt mit dem gewohnten Mantra, während sie den Bürgersteig entlang zu ihrem Wagen ging. Sie sprach die Worte nicht laut, sondern sagte sie sich in Gedanken vor, weniger deshalb, weil sie allein war und fürchtete, für verrückt gehalten zu werden, sondern vor allem, weil lautes Sprechen ihre strapazierte Lunge zusätzlich angestrengt hätte. Und die hatte schon Mühe genug, durchzuhalten. Genau wie ihr Herz, das, ihrem stets dozierenden Hausarzt zufolge, nicht dazu geschaffen war, Blut durch Arterien zu pumpen, die durch Fettablagerungen stetig enger wurden.

Wenn er sie betrachtete, sah er Fettwülste; Brüste, die wie Säcke von ihren Schultern herabhingen; statt eines Bauchs schlaff wabbelnde Massen, die ihre Scham verdeckten; von Cellulite gewellte Haut. Sie schleppte so viel Fett mit sich herum, dass sie ein ganzes Jahr von ihren Reserven hätte zehren können, ohne einen Bissen zu essen, und wenn dem Arzt zu glauben war, begann das Fett, die lebenswichtigen Organe anzugreifen. Wenn sie nicht bald anfinge, sich bei Tisch zu bremsen, erklärte er bei jedem ihrer Besuche, würde sie nicht mehr lange leben.

»Herzversagen oder ein Schlaganfall, Kathleen«, pflegte er kopfschüttelnd zu sagen. »Sie können es sich aussuchen. Bei Ihrem Zustand müssen Sie unbedingt etwas tun, und dazu gehört vor allem, dass Sie sich nicht ständig Essen in den Mund schieben, das sich sofort in Fettgewebe verwandelt. Verstehen Sie?«

Natürlich, wie sollte sie nicht verstehen? Es war schließlich *ihr* Körper, über den sie hier sprachen, und man konnte nicht aussehen wie ein Nilpferd im Schneiderkostüm, ohne das gelegentlich zu bemerken, wenn man an einem Spiegel vorüberkam.

Tatsache war jedoch, dass der Arzt der Einzige in Katies Bekannten- und Familienkreis war, dem es schwer fiel, sie als die Dicke zu akzeptieren, die sie schon seit ihrer Kindheit war. Und da die Menschen, die für sie zählten, sie so nahmen, wie sie war, trieb

nichts sie an, den vom Arzt immer wieder empfohlenen Kampf gegen die achtzig Kilo Übergewicht aufzunehmen.

Wenn je Zweifel sie plagten, ob sie in einer Gesellschaft, in der die Körper immer glatter, straffer und durchtrainierter wurden, einen Platz hatte, so wurden diese gewöhnlich von ihren *Eros-Action*-Gruppen, die montags, mittwochs und freitags von neunzehn bis zweiundzwanzig Uhr zusammenzukommen pflegten, umgehend beseitigt. In diesen Gruppen versammelte sich die sexuell gestörte Bevölkerung Groß-Londons auf der Suche nach Trost und Problemlösungen. Unter der Leitung von Katie Waddington – die sich das Studium der menschlichen Sexualität zur Leidenschaft gemacht hatte – wurde die Libido der Gruppenteilnehmer unter die Lupe genommen; Erotomanie und -phobie wurden seziert; Frigidität, Nymphomanie, Satyriasis, Transvestismus und Fetischismus gebeichtet; erotische Fantasien gefördert; die sinnliche Vorstellungskraft stimuliert.

Ihre Klienten überschütteten sie mit Dankbarkeit. »Du hast unsere Ehe gerettet«, hieß es häufig, oder: »mein Leben«, »meinen Verstand«, »meine Karriere«.

Sex ist Kommerz, lautete Katies Motto, und zum Beweis der Richtigkeit ihrer These konnte sie beinahe zwanzig Jahre Erfahrung mit etwa sechstausend zufriedenen Klienten und eine lange Warteliste vorweisen.

Kein Wunder, dass sie an diesem Abend nach der Gruppe recht beschwingt zu ihrem Wagen ging, nicht gerade ekstatisch, aber doch sehr zufrieden mit sich. Sie selbst hatte zwar noch nie einen Orgasmus gehabt, aber das brauchte ja niemand zu wissen; Hauptsache, es gelang ihr, anderen zu diesem Glückserlebnis zu verhelfen. Denn die Leute wollten doch alle das Gleiche: sexuelle Befriedigung auf Kommando und ohne Schuldgefühle.

Und wer zeigte ihnen den Weg dorthin? Eine Dicke.

Wer befreite sie von der Scham über ihre Lust? Eine Dicke.

Wer zeigte ihnen die Tricks von der Stimulation der erogenen Zonen bis zum Simulieren von Leidenschaft, um Leidenschaft neu anzufachen? Eine unförmige Dicke aus Canterbury.

Das war wichtiger, als Kalorien zu zählen. Wenn Katie Waddington dazu bestimmt war, als Dicke zu sterben, dann würde sie eben als Dicke sterben.

Es war ein kühler Abend, genauso, wie sie es mochte. Nach einem glühenden Sommer war endlich der Herbst in die Stadt eingezogen, und während sie sich mit ihrem watschelnden Gang durch die Dunkelheit bewegte, dachte sie wie stets an diesen Abenden an die Glanzpunkte der vergangenen Gruppensitzung zurück.

Tränen, ja, Tränen gab es immer, ebenso Händeringen, schamhaftes Erröten, Stottern und Schwitzen. Aber es gab auch jedes Mal einen besonderen Moment, einen Moment des Durchbruchs, der es wert war, sich stundenlang immer wieder dieselben alten Geschichten anzuhören.

Heute Abend hatten ihr Felix und Dolores (Nachnamen taten nichts zur Sache) diesen Moment beschert. Sie waren in die Gruppe gekommen, weil sie, wie sie es ausgedrückt hatten, »den Zauber« in ihrer Ehe wieder finden wollten, nachdem jeder von ihnen zwei Jahre – und zwanzigtausend Pfund – darauf verwendet hatte, seine ganz persönlichen sexuellen Bedürfnisse zu erforschen. Felix hatte längst eingestanden, dass er die Befriedigung außerhalb der Ehe suchte, und Dolores hatte bekannt, dass sie ihren Vibrator und ein Bild Laurence Oliviers als Heathcliff weit erregender fand als die Umarmungen ihres Ehemanns. An diesem Abend jedoch waren Felix' laute Überlegungen darüber, warum der Anblick von Dolores' nacktem Gesäß Gedanken an seine alte Mutter weckte, drei älteren Frauen in der Gruppe zu viel geworden. Sie hatten ihn so heftig angegriffen, dass Dolores selbst leidenschaftlich für ihn in die Bresche gesprungen war und mit ihren selbstlosen Tränen allem Anschein nach seine Aversion gegen ihren Hintern fortgespült hatte. Die beiden waren sich in die Arme gesunken und hatten nicht mehr voneinander gelassen bis zum Ende der Sitzung, als sie in schöner Einmütigkeit gejubelt hatten: »Du hast unsere Ehe gerettet!«

Katie war sich bewusst, dass sie nicht mehr getan hatte, als ihnen ein Forum zu bieten. Aber es gab eben genügend Leute, die gar nicht mehr wollten als eine Gelegenheit, sich selbst oder ihren Partner in der Öffentlichkeit zu demütigen und so eine Situation zu schaffen, die es dem Partner letztlich ermöglichte, zu retten oder gerettet zu werden.

Das Geschäft mit den sexuellen Nöten der Briten war eine

echte Goldgrube. Katie fand es ausgesprochen clever von sich, dass sie auf diese Marktlücke gestoßen war.

Sie gähnte herzhaft und bemerkte dabei das laute Knurren ihres Magens. Nach einem Tag und einem Abend harter Arbeit hatte sie ein üppiges Mahl und danach ein paar Stunden Faulenzen vor dem Fernsehgerät als Belohnung redlich verdient. Die alten Filme mit ihrer romantischen Schönfärberei waren ihr die liebsten. Eine Abblende im entscheidenden Moment wirkte auf sie weit erregender als Nahaufnahmen gewisser Körperteile und ein Soundtrack, der nur aus Keuchen und Stöhnen bestand. Heute Abend würde sie sich *Es geschah in einer Nacht* gönnen: Clark und Claudette und die prickelnde Spannung zwischen den beiden.

Das ist genau das, was in den meisten Beziehungen fehlt, dachte sie bestimmt zum tausendsten Mal in diesem Monat. Die erotische Spannung. Zwischen Männern und Frauen bleibt nichts mehr der Fantasie überlassen. Wir leben in einer Welt, die alles weiß, alles sagt und alles fotografiert; in der es keine Erwartungsfreude und keine Geheimnisse mehr gibt.

Aber darüber durfte sie sich am allerwenigsten beklagen. An diesem Zustand der Welt verdiente sie; und mochte sie noch so dick sein, die Leute dachten nicht daran, sich über sie lustig zu machen, wenn sie sahen, in welchem Haus sie lebte, welche Kleider sie trug, welchen Schmuck sie sich kaufte, welches Auto sie fuhr.

Das besagte Auto stand gleich drüben auf der anderen Straßenseite, auf einem Privatparkplatz um die Ecke der Klinik, in der sie ihre Tage verbrachte. Sie war sich, als sie am Bordstein stehen blieb, bewusst, dass sie schwerer atmete als gewöhnlich. Mit einer Hand stützte sie sich an einen Laternenpfahl, während ihr Herz sich pflichtschuldig abrackerte.

Vielleicht sollte sie doch einmal über die Diät nachdenken, die der Arzt ihr vorgeschlagen hatte. Aber sogleich verwarf sie den Gedanken wieder. Was blieb denn noch vom Leben, wenn man sich jeden Genuss versagte?

Ein leichter Wind kam auf. Er blies ihr das Haar aus dem Gesicht und kühlte ihren Nacken. Nur einen Moment verschnaufen. Sobald sie wieder zu Atem gekommen war, würde sie topfit sein wie immer.

Sie horchte in die Stille, die sie umgab. Das Viertel hier war teils Wohn-, teils Gewerbegebiet, die meisten Geschäfte waren längst geschlossen, und vor den Fenstern der Wohnungen in den Mietshäusern waren die Jalousien heruntergelassen.

Merkwürdig, dachte sie. Ihr war nie aufgefallen, wie still und leer die Straßen hier nach Einbruch der Dunkelheit waren. Sie sah sich um. In so einer Gegend konnte alles geschehen – Gutes oder Böses –, und Zeugen gäbe es hier sicher nur zufällig.

Sie fröstelte. Besser nicht hier herumstehen.

Sie trat vom Bürgersteig auf die Fahrbahn und schickte sich an, sie zu überqueren.

Das Auto am Ende der Straße nahm sie erst wahr, als seine Scheinwerfer aufflammten und sie blendeten. Donnernd wie ein galoppierender Stier raste es auf sie zu.

Sie wollte laufen, aber der Wagen war schon da. Sie war zu dick, um ihm auszuweichen.

Gideon

16. August

Zunächst einmal möchte ich ausdrücklich sagen, dass ich dieses Unternehmen für reine Zeitverschwendung halte, und gerade Zeit habe ich, wie ich Ihnen gestern zu erklären versuchte, überhaupt keine übrig. Wenn Sie von mir Vertrauen in diese Prozedur erwarten, hätten Sie mir vielleicht kurz erläutern sollen, auf welche Grundlagen und Erfahrungswerte Sie sich bei Ihrer so genannten »Behandlung« stützen. Wieso spielt es eine Rolle, welches Papier ich benutze? Oder welches Heft. Welchen Füller oder Stift. Und wieso ist es von Bedeutung, wo ich dieser unsinnigen Schreiberei nachgehe, die Sie mir aufgebürdet haben? Genügt Ihnen nicht die schlichte Tatsache, dass ich dem Experiment zugestimmt habe?

Nein, lassen Sie nur. Sie brauchen nicht zu antworten. Ich weiß bereits, wie Ihre Antwort ausfallen würde: Woher kommt diese Wut, Gideon? Was verbirgt sich darunter? Woran erinnern Sie sich?

An nichts. Verstehen Sie denn nicht? Ich erinnere mich an gar nichts. Darum bin ich ja hier.

An nichts?, sagen Sie. An gar nichts? Ist das wirklich wahr? Immerhin erinnern Sie sich Ihres Namens. Und ganz offensichtlich kennen Sie auch Ihren Vater und wissen, wo Sie wohnen und womit Sie sich Ihren Lebensunterhalt verdienen. Und Sie kennen Ihre nächsten Bezugspersonen. Wenn Sie also »nichts« antworten, so wollen Sie mir damit wohl sagen, dass Sie sich –

– dass ich mich an nichts erinnere, was mir wichtig ist. Gut. Ich spreche es aus. Ich erinnere mich an nichts, was für mich von Bedeutung ist. Wollen Sie das hören? Und wollen wir beide uns nun mit dem hässlichen kleinen Charakterzug beschäftigen, den ich mit dieser Erklärung offenbare?

Aber anstatt mir diese beiden Fragen zu beantworten, erklären

Sie mir, dass wir zunächst einmal alles aufschreiben werden, woran wir uns erinnern – ob es nun von Bedeutung ist oder nicht. Nur – wenn Sie »wir« sagen, meinen Sie in Wirklichkeit, dass *ich* zunächst einmal schreiben werde; und ich werde natürlich schreiben, woran *ich* mich erinnere. Denn, wie Sie es in Ihrem neutralen und unangreifbaren Psychiaterton so kurz und prägnant ausdrückten: »Unsere Erinnerungen sind häufig der Schlüssel zu dem, was wir einmal vorzogen zu vergessen.«

Ich denke, das Wort »vorziehen« haben Sie ganz bewusst gebraucht. Sie wollten mich zu einer Reaktion herausfordern. Ich sollte mir wohl denken, na, der werde ich's zeigen. Dieser Person werde ich zeigen, woran ich mich erinnern kann.

Wie alt sind Sie überhaupt, Dr. Rose? Sie sagen dreißig, aber das glaube ich Ihnen nicht. Sie sind nicht einmal so alt wie ich, vermute ich, und was schlimmer ist, Sie sehen aus wie eine Zwölfjährige. Wie soll ich zu Ihnen Vertrauen haben? Glauben Sie im Ernst, Sie könnten Ihren Vater ersetzen? Denn zu *ihm* wollte ich eigentlich. Sagte ich Ihnen das bei unserem ersten Zusammentreffen? Wohl eher nicht. Ich hatte zu viel Mitleid mit Ihnen. Der einzige Grund übrigens, warum ich zu bleiben beschloss, als ich in die Praxis kam und Sie an seiner Stelle sah: Sie wirkten so rührend, wie Sie da saßen, ganz in Schwarz, als meinten Sie, dadurch könnten Sie den Eindruck erwecken, kompetent genug zu sein, um mit den seelischen Krisen anderer Menschen umzugehen.

Seelisch? Sie jagen diesem Wort hinterher, als wäre es ein anfahrender Zug. Sie haben also beschlossen, den Befund des Neurologen zu akzeptieren? Sie sind damit zufrieden? Sie brauchen keine weiteren Untersuchungen, um sich überzeugen zu lassen?

Das ist sehr gut, Gideon. Das ist ein großer Schritt vorwärts. Es wird unsere Zusammenarbeit erleichtern, wenn Sie – so schwer es auch fällt – zu akzeptieren bereit sind, dass es für das, was Sie gegenwärtig durchmachen, keine physiologische Erklärung gibt.

Es ist angenehm, Ihnen zuzuhören, Dr. Rose. Eine Stimme wie Samt. Ich hätte gleich, als Sie das erste Mal den Mund aufmachten, kehrtmachen und wieder gehen sollen. Ich tat es nicht, weil Sie mich mit diesem Quatsch, dieser Bemerkung: »Ich trage Schwarz, weil mein Mann vor kurzem gestorben ist«, sehr geschickt manipulierten und zu bleiben bewogen. Sie legten es da-

rauf an, mein Mitgefühl zu wecken, nicht wahr? Stellen Sie eine Verbindung zu dem Patienten her, hat man Sie gelehrt. Gewinnen Sie sein Vertrauen, damit er beeinflussbar ist.

Wo ist Dr. Rose?, frage ich beim Eintritt in das Sprechzimmer.

Sie sagen: Ich bin Dr. Rose. Dr. Alison Rose. Vielleicht haben Sie meinen Vater erwartet? Er hat vor acht Monaten einen Schlaganfall erlitten und befindet sich jetzt in der Rekonvaleszenz, aber es wird noch eine Weile dauern, bevor er wieder hergestellt ist, darum kann er im Moment keine Patienten sehen. Ich habe seine Praxis übernommen.

Und Sie plaudern munter drauflos: Wie es zu Ihrer Rückkehr nach London kam; wie sehr Sie Boston vermissen; dass es dennoch so das Beste sei, weil die Erinnerungen dort zu schmerzlich gewesen seien. Die Erinnerungen an ihn, Ihren Ehemann. Sie gehen sogar so weit, seinen Namen zu nennen: Tim Freeman. Und seine Krankheit: Darmkrebs. Und Sie sagen mir, welches Alter er hatte, als er starb: siebenunddreißig Jahre. Sie berichten, dass Sie den Gedanken an Kinder zunächst auf Eis gelegt hatten, weil Sie bei Ihrer Heirat noch studierten, und dass später, als es Zeit wurde, an Nachwuchs zu denken, für ein Kind kein Platz mehr war, da Sie beide, er und Sie, um sein Leben kämpften.

Sie taten mir Leid, Dr. Rose, und darum blieb ich. Das Resultat ist, dass ich jetzt hier an meinem Fenster mit Blick auf den Chalcot Square sitze und schreibe. Ich schreibe, wie Sie mir geraten haben, mit Kugelschreiber, damit ich nicht radieren kann. Ich schreibe in ein Ringbuch, damit ich jederzeit Ergänzungen einschieben kann, sollte mir wunderbarerweise irgendwann später etwas Entscheidendes einfallen. Nur das, was ich tun sollte, was die ganze Welt von mir erwartet, das tue ich nicht: nämlich Seite an Seite mit Raphael Robson dieses infernalische, allgegenwärtige Nichts zwischen den Tönen aufheben.

Raphael Robson?, höre ich Sie fragen. Erzählen Sie mir von Raphael Robson.

Ich habe heute Morgen meinen Kaffee mit Milch getrunken, und dafür bezahle ich jetzt, Dr. Rose. Mein Magen brennt wie Feuer, und die Flammen kriechen in meine Eingeweide. Eigentlich steigt Feuer ja auf, aber nicht das Feuer in meinem Inneren. Da geschieht genau das Gegenteil, und die Schmerzen sind im-

mer die gleichen. Gemeine Blähungen, teilt mir mein Arzt in einem Ton mit, als gäbe er mir den medizinischen Segen. Dieser Scharlatan! Ein viertklassiger Kurpfuscher ist er. In meinen Eingeweiden wuchert etwas Böses, das mich von innen auffrisst, und er spricht von Winden.

Erzählen Sie mir etwas von Raphael Robson, wiederholen Sie.

Warum?, frage ich. Warum soll ich von Raphael erzählen?

Weil er ein Anfang ist. Ihr Unterbewusstsein liefert Ihnen einen Anfang, Gideon. So läuft dieser Prozess.

Aber Raphael ist nicht der Anfang, widerspreche ich. Der Anfang liegt fünfundzwanzig Jahre zurück in einem Peabody-Haus, einem Seniorenstift, am Kensington Square.

17. August

Dort lebte ich damals. Nicht in einem der Peabody-Häuser, sondern im Haus meiner Großeltern auf der Südseite des Platzes. Die Peabody-Häuser sind schon lange verschwunden. Bei meinem letzten Besuch in der Gegend fand ich an ihrer Stelle zwei Restaurants und eine Boutique. Aber ich erinnere mich gut an diese Häuser, und ich erinnere mich auch, wie geschickt mein Vater sie einflocht, als er die Gideon-Legende spann.

So ist mein Vater, immer bereit, alles, was auf dem Weg liegt, zu nutzen, wenn er sich einen Vorteil davon verspricht. Er war damals ein rastloser Mensch voller Ideen. Heute ist mir klar, dass die meisten seiner Ideen Versuche waren, die Befürchtungen meines Großvaters in Bezug auf seine Person zu beschwichtigen. Denn in den Augen meines Großvaters war das Scheitern meines Vaters beim Militär ein eindeutiges Zeichen dafür, dass er auch auf allen anderen Gebieten scheitern würde. Und ich denke, mein Vater wusste das, denn mein Großvater hielt mit seinen Ansichten nie hinter dem Berg.

Mein Großvater war seit dem Krieg nicht mehr gesund. Ich nehme an, das war der Grund, weshalb wir bei ihm und Großmutter lebten. Er war zwei Jahre lang in Burma in japanischer Gefangenschaft gewesen und hatte sich davon nie ganz erholt. Ich glaube, die Gefangenschaft hat bei ihm etwas hervorgerufen, was

sonst verborgen geblieben wäre. Wie dem auch sei, mir jedenfalls wurde immer nur gesagt, Großvater habe »Episoden«, die es hin und wieder notwendig machten, ihn zur Erholung »aufs Land« zu verfrachten. An Einzelheiten dieser Episoden kann ich mich nicht erinnern; ich war erst zehn Jahre alt, als mein Großvater starb. Aber ich weiß, dass sie stets nach dem gleichen Muster abliefen: Zuerst gab es ein entsetzliches Gepolter und Gezeter, dann begann meine Großmutter zu weinen, und am Ende, wenn sie ihn wegbrachten, schrie mein Großvater meinen Vater an, er wäre nicht sein Sohn.

Wer sind *sie*?, fragen Sie.

Ich nannte sie die Unterirdischen. Sie sahen aus wie ganz normale Menschen, aber sie waren Seelenräuber. Stets ließ mein Vater sie ins Haus. Stets kam Großmutter ihnen weinend auf der Treppe entgegen. Und stets gingen sie ohne ein Wort an ihr vorbei, weil alles, was sie zu sagen hatten, schon mehr als einmal gesagt worden war. Sie kamen nämlich schon seit Jahren regelmäßig, um Großvater abzuholen. Das hatte bereits lange vor meiner Geburt begonnen, lange bevor ich wie eine kleine Kröte hinter dem Treppengeländer hockte und sie voller Angst beobachtete.

Ja. Sie brauchen gar nicht zu fragen, ich erinnere mich an diese Angst. Und ich erinnere mich auch noch an etwas anderes. Ich weiß, dass irgendjemand mich vom Treppengeländer wegzog, meine Finger einen nach dem anderen öffnete und mich wegführte.

Raphael Robson?, fragen Sie. Ist das der Moment seines Auftritts?

Nein. Das war Jahre vor Raphael Robson. Raphael kam erst nach dem Peabody-Haus.

Wir sind also beim Peabody-Haus, sagen Sie.

Ja. Beim Peabody-Haus und der Gideon-Legende.

19. August

Erinnere ich mich wirklich an das Peabody-Haus? Oder habe ich die Einzelheiten erfunden, um einen Rahmen zu füllen, den mein Vater mir vorgegeben hatte? Könnte ich mich nicht genau

daran erinnern, wie es im Inneren des Hauses roch, so würde ich sagen, dass ich lediglich die Geschichten meines Vaters wiederhole, wenn ich, so wie jetzt, im Stande bin, mir das Peabody-Haus aus dem Hirn zu zupfen. Aber ein Geruch nach Bleiche kann mich auch heute noch in Sekundenschnelle in das Peabody-Haus zurückversetzen, und daher weiß ich, dass zumindest der Kern der Geschichte wahr ist, ganz gleich, wie weit sie im Lauf der Jahre von meinem Vater, meiner PR-Agentin und den Journalisten, die mit den beiden gesprochen haben, ausgeschmückt wurde. Ich selbst beantworte schon lange keine Fragen mehr über das Peabody-Haus. Ich sage: »Das sind doch alte Geschichten. Gibt es keine aktuelleren Themen?«

Aber Journalisten haben immer gern einen Aufhänger für ihre Story, und was könnte sich für die Leute, die sich, dem strikten Befehl meines Vaters gemäß, bei ihren Interviews mit mir auf Fragen nach meiner Karriere zu beschränken haben, besser als Aufhänger eignen als die kleine Anekdote, die mein Vater aus einem schlichten Spaziergang in den Grünanlagen am Kensington Square fabriziert hat:

Ich bin drei Jahre alt und in Begleitung meines Großvaters. Ich strample auf meinem Dreirad auf dem Weg rund um die Anlagen herum, während Großvater in diesem kleinen tempelähnlichen Bauwerk beim schmiedeeisernen Zaun sitzt, wo man notfalls vor Regen geschützt ist. Er hat sich eine Zeitung mitgenommen, aber er liest nicht darin. Er lauscht vielmehr einer Musik, die aus einem der Häuser hinter ihm erklingt.

»Das nennt man ein Konzert, Gideon«, erklärt er mir mit ehrfürchtig gedämpfter Stimme. »Das ist Paganinis D-Dur-Konzert. Horch!« Er winkt mich näher zu sich. Er sitzt ganz am Ende der Bank. Ich stelle mich neben ihn, er legt mir den Arm um die Schultern, und ich horche.

Ich brauche nur einen Moment, um zu wissen, dass dies meine Bestimmung ist. Mich, den Dreijährigen, trifft eine Erkenntnis, die mich seither nie mehr verlassen hat: Wenn ich zuhöre, dann bin ich; wenn ich spiele, dann lebe ich.

Ich dränge Großvater, sofort zu gehen. Mit seinen arthritischen Händen hat er Mühe, das Tor zu öffnen. Ich treibe ihn an, bitte ihn, sich zu beeilen, »bevor es zu spät ist«.

»Zu spät, wofür?«, fragt er nachsichtig.

Ich nehme ihn bei der Hand und zeige es ihm.

Ich ziehe ihn zu dem Peabody-Haus, denn von dort erklingt die Musik. Wir treten ein. Von dem frisch geschrubbten Linoleumboden steigt ein so durchdringender Geruch nach Bleiche auf, dass es uns in den Augen brennt.

Oben, im ersten Stock, stoßen wir auf die Quelle der Musik. In einem der Einzimmerappartements des Stifts lebt Miss Rosemary Orr, ehemals Geigerin bei den Londoner Philharmonikern, aber nun schon lange im Ruhestand. Sie steht vor einem großen Wandspiegel, eine Geige am Kinn, einen Bogen in der Hand. Aber sie spielt nicht. Sie lauscht mit geschlossenen Augen, die Hand mit dem Bogen gesenkt, dem Paganini-Konzert, und dabei tropfen die Tränen, die ihr über das Gesicht rinnen, auf ihr Instrument hinab.

»Sie macht es kaputt, Großpapa«, erkläre ich meinem Großvater. Miss Orr erwacht mit einem Ruck aus ihrer Trance und fragt sich wahrscheinlich, wie dieser arthritische alte Mann und der Dreikäsehoch in ihr Zimmer gekommen sind.

Aber ihre Verwunderung zu äußern, bleibt ihr keine Zeit, denn ich gehe schnurstracks zu ihr und nehme ihr das Instrument aus den Händen. Und dann beginne ich zu spielen.

Nicht gut, natürlich. Niemand würde glauben, dass ein ungeschulter Dreijähriger, ganz gleich, wie begabt er ist, einfach eine Geige ergreifen und das D-Dur-Violinkonzert von Paganini spielen kann, das er nie zuvor gehört hat. Aber die Rohmaterialien sind vorhanden – das Ohr, die natürliche Balance, die Leidenschaft –, und Miss Orr erkennt das und besteht darauf, das frühreife Kind zu unterrichten.

Sie wird also meine erste Geigenlehrerin. Bei ihr bleibe ich anderthalb Jahre. Dann, ich bin mittlerweile viereinhalb, wird entschieden, dass zur Förderung meiner Begabung eine weniger konventionelle Art des Unterrichts notwendig ist.

Das, Dr. Rose, ist die Gideon-Legende. Sind Sie mit der Kunst des Geigenspiels vertraut genug, um zu erkennen, an welcher Stelle sie in die Fantasie abgleitet?

Es ist uns gelungen, die Legende zu verkaufen, indem wir sie als Legende bezeichnen und stets mit einem nachsichtigen Lachen abtun. Alles Unsinn, sagen wir, jedoch mit einem viel sagen-

den Lächeln. Miss Orr ist schon lange tot, sie kann keinen Widerspruch erheben. Und nach Miss Orr kam Raphael Robson, dessen Interesse an der Wahrheit begrenzt ist.

Aber Sie sollen die Wahrheit erfahren, Dr. Rose. Mögen Sie über mich und meine Reaktion auf dieses Unternehmen hier denken, was Sie wollen, ich möchte Ihnen die Wahrheit sagen.

Ich befinde mich an diesem Tag mit einer Sommerspielgruppe, die für ein geringes Entgelt von einem Kloster in der Nähe für die Kinder der Umgebung initiiert wurde, in den Gartenanlagen am Kensington Square. Beaufsichtigt wird die Gruppe von drei Studentinnen, die in einem Heim hinter dem Kloster wohnen. Wir Kinder werden täglich von zu Hause abgeholt und marschieren dann, von einer der Studentinnen angeführt, in Zweierreihen zu unserem Spielplatz. Dort sollen wir im gemeinschaftlichen Spiel grundlegende soziale Fertigkeiten erlernen, die uns später in der Schule von Nutzen sein werden.

Unter der Anleitung der jungen Frauen machen wir Spiele, wir malen und basteln, wir turnen. Und sobald wir beschäftigt und in unser Tun vertieft sind, ziehen sich die Studentinnen – ohne Wissen unserer Eltern natürlich – in diesen kleinen Bau zurück, der einem griechischen Tempelchen gleicht, um miteinander zu schwatzen und Zigaretten zu rauchen.

An diesem besonderen Tag sind wir Kinder alle mit unseren Dreirädern unterwegs. Und während ich auf meinem fahrbaren Untersatz mit der kleinen Meute zusammen um die Grünanlagen herumkurve, hält einer der Jungen an, ein Junge wie ich, lässt seine Hose herunter und pinkelt ganz offen auf den gepflegten Rasen. Es gibt einen Riesenwirbel, und der Missetäter wird zur Strafe schnurstracks nach Hause gebracht.

Das ist der Moment, wo die Musik einsetzt. Die beiden Studentinnen, die noch da sind, haben keine Ahnung, was wir hören, aber ich möchte den Klängen nachgehen und dränge mit einer für mich so ungewöhnlichen Hartnäckigkeit, dass eine der Studentinnen – eine Italienerin, glaube ich, ihr Englisch ist nicht gut, auch wenn sie ein großes Herz hat – sich bereit erklärt, mit mir zusammen die Musik zu suchen. Und so gelangen wir in das Peabody-Haus, wo wir auf Miss Orr treffen.

Miss Orr spielt nicht, tut auch nicht so, als spielte sie, und weint

auch nicht, als die Studentin und ich in ihr Wohnzimmer treten. Sie hat gerade eine Musikstunde gegeben und beendet sie, wie das – so erfahre ich später – ihrer Gewohnheit entspricht, indem sie ihrem Schüler auf ihrer Stereoanlage ein Musikstück vorspielt. Diesmal ist es das Violinkonzert von Brahms.

Ob ich Musik mag, möchte sie wissen.

Ich weiß darauf keine Antwort. Ich weiß nicht, ob ich Musik mag. Ich weiß nur, ich möchte auch solche Musik machen können. Aber ich bin schüchtern und sage nichts, sondern verstecke mich hinter der Italienerin, die mich schließlich an der Hand nimmt, sich in ihrem etwas schwerfälligen Englisch entschuldigt und mich wieder nach draußen führt.

So war es wirklich.

Natürlich möchten Sie jetzt wissen, wie dieser wenig verheißungsvolle Beginn meines Lebens als Musiker sich in die Gideon-Legende verwandelte. Wie, um es anders auszudrücken, aus der weggeworfenen Waffe, die in einer Höhle hundert Jahre Kalk ansetzte, Excalibur wurde, das Schwert im Stein. Ich kann nur Mutmaßungen anstellen, da die Legende das Machwerk meines Vaters ist, nicht meines.

Am Ende des Tages, wenn die Kinder der Spielgruppe nach Hause gebracht wurden, erhielten die Eltern in der Regel einen kurzen Bericht über Entwicklung und Verhalten ihres Sprösslings. Das war es ja wohl, was sie sich von der Investition erhofften: tägliche Hinweise darauf, dass die soziale Reife ihres Kindes Fortschritte machte.

Weiß der Himmel, was die Eltern des kleinen Pinkelhelden an diesem Nachmittag zu hören bekamen. Meine Eltern jedenfalls hörten von meiner Begegnung mit Rosemary Orr.

Ich vermute, die Berichterstattung spielte sich bei uns zu Hause im Wohnzimmer ab, wo Großmutter den Tee kredenzte, den sie Großpapa jeden Nachmittag auftischte, um ihn in eine Atmosphäre alltäglicher Normalität einzubetten und vor einem Überfall durch eine »Episode« zu schützen. Vielleicht war mein Vater auch da, vielleicht gesellte sich auch James, der Untermieter, dazu, der eines der leer stehenden Zimmer im dritten Stockwerk des Hauses gemietet hatte und so dazu beitrug, dass wir finanziell über die Runden kamen.

Die italienische Studentin – ich muss allerdings sagen, dass sie genauso gut Griechin, Spanierin oder Portugiesin gewesen sein kann – wurde zweifellos aufgefordert, eine Tasse Tee mit uns zu trinken, und hatte somit hinreichend Gelegenheit, die Geschichte unserer Begegnung mit Rosemary Orr zu erzählen.

»Der Kleine«, sagte die Italienerin, »wollte die Musik suchen gehen, der wir gelauscht haben, und da sind wir ihr nachgespurt –«

»Sie meint wahrscheinlich ›gehört‹ und ›nachgegangen‹«, wirft der Untermieter ein, der, wie ich schon erwähnte, James heißt. Des Öfteren habe ich meinen Großvater empört trompeten hören, sein Englisch sei »zu perfekt, um wahr zu sein«, und er könne nur ein Spion sein. Ich höre ihm trotzdem gern zu. Die Worte rollen James, dem Untermieter, von den Lippen wie goldene Orangen, saftig und rund. Er selbst allerdings ist alles andere als saftig und rund, nur seine Wangen, die sind rund und rot und röten sich noch mehr, wenn er merkt, dass er im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit steht.

»Erzählen Sie weiter«, sagt er zu der italienisch-spanisch-griechisch-portugiesischen Studentin. »Achten Sie nicht auf mich.«

Sie lächelt. Der Untermieter gefällt ihr. Ich vermute, sie hätte nichts dagegen, wenn er ihr helfen würde, ihr Englisch zu verbessern. Sie wäre gern gut Freund mit ihm.

Ich selbst habe keine Freunde – trotz der Spielgruppe –, aber ich habe nicht das Gefühl, dass mir etwas fehlt. Ich habe ja meine Familie, in deren Liebe ich eingebunden bin. Mein Leben spielt sich ganz anders ab als das der meisten Kinder meines Alters, die von der Erwachsenenwelt isoliert im Kinderzimmer hausen, von irgendeiner Kinderfrau betreut ihre Mahlzeiten allein einnehmen und, abgesehen von periodischen Auftritten im Kreis der Familie, nur eine eng begrenzte Welt kennen lernen, bis sie endlich eines Tages ins Internat verfrachtet werden. Nein, ich habe Anteil an der Welt der Erwachsenen, mit denen ich zusammenlebe. Ich bekomme sehr viel von dem mit, was in meinem Zuhause geschieht, und wenn ich mich vielleicht auch nicht an die Ereignisse selbst erinnere, so sind mir doch die Eindrücke gegenwärtig, die sie hervorgerufen haben.

Ich entsinne mich also dessen: Wie die Geschichte von der Geigenmusik erzählt wird und Großvater mit einer ausführlichen Er-

örterung von Paganinis Musik mitten hineinplatzt. Großmama setzt seit Jahren Musik ein, um ihn zu beruhigen, wenn eine »Episode« droht und noch Hoffnung besteht, sie abzuwenden, und nun lässt er sich mit einer Bestimmtheit, die sich wie Autorität anhört, aber, wie ich heute weiß, nichts als Größenwahn ist, über Triller und Strich, über Vibrato und Glissandi aus. Er schwadroniert mit dröhnender Stimme, ein ganzes Orchester für sich allein, und keiner unterbricht ihn oder widerspricht ihm, als er im Tonfall Gottes, der Licht befiehlt, der Runde verkündet: »Dieser Junge wird spielen!« Und damit meint er mich.

Mein Vater hört das, entnimmt den Worten eine Bedeutung, die niemand mit ihm teilt, und leitet unverzüglich die erforderlichen Schritte ein.

So kommt es, dass ich schon bald bei Miss Rosemary Orr die ersten Geigenstunden erhalte. Und aus diesen Unterrichtsstunden und diesem Bericht nach der Spielgruppe konstruierte mein Vater die Gideon-Legende, die ich seither mitschleppe wie einen Klotz am Bein.

Aber warum hat er Ihren Großvater zu einer Hauptperson der Legende gemacht? Das möchten Sie doch jetzt gern wissen, nicht wahr? Warum hat er den Kern nicht einfach gelassen und nur die Details hier und dort ein wenig ausgeschmückt? Fürchtete er denn nicht, es würde irgendwann jemand auftauchen, um der Legende zu widersprechen und die wahre Geschichte zu erzählen?

Darauf kann ich Ihnen nur eine Antwort geben, Dr. Rose: Fragen Sie meinen Vater.

21. August

Ich entsinne mich der ersten Stunden bei Rosemary Orr. Ich entsinne mich vor allem meiner Ungeduld, die ständig mit ihrer pingeligen Genauigkeit im Streit lag.

»Spüre deinen Körper, Gideon, mein Kind. Spüre deinen Körper«, sagt sie. Und die Sechzehntelgeige zwischen Kinn und Schulter geklemmt – das kleinste Instrument, das damals zu haben war –, erdulde ich Miss Orrs fortwährende korrigierende Eingriffe in meine Körperhaltung. Sie krümmt meine Finger, sodass

sie halbrund über dem Griffbrett stehen; sie dreht mir den Unterarm unter das Griffbrett; sie zieht meine Schulter zurück, damit diese nicht die Bogenführung stört; sie drückt mir den Rücken durch und schlägt mir mit einem Lineal leicht auf die Innenseiten der Beine, um mich zu veranlassen, die Fußspitzen nach außen zu drehen. Und wenn ich spiele – wenn ich endlich einmal spielen *darf* –, übertönt ihre Stimme die Tonleitern und Arpeggios, die meine ersten Übungen sind: »Oberkörper aufrecht, Gideon, Kind, und die Schulter locker«, »Daumen an der Einbuchtung des Bogens und nicht zu weit oben«, »Beim Aufstrich führt der ganze Arm den Bogen«, »Die Striche sind kräftig und voneinander getrennt«, »Nein, nein! Du spielst mit den *Ballen* der Finger, mein Kind.« Immer wieder muss ich einen Ton spielen und zum nächsten ansetzen. Immer wieder machen wir diese Übung, bis alle Körperteile, die als Verlängerung der rechten Hand gelten können – das heißt das Handgelenk, der Ellbogen, der Arm und das Schulterblatt –, zu ihrer Zufriedenheit funktionieren und mit dem Bogen zusammenwirken wie die Achse mit dem Rad.

Ich lerne, dass meine Finger unabhängig voneinander arbeiten müssen. Ich lerne, genau die Stelle auf dem Griffbrett zu finden, von wo aus meine Finger später wie von Luft getragen von einem Punkt auf den Saiten zum nächsten gleiten können. Ich lerne, mein Instrument zum Klingen zu bringen. Ich lerne den Aufstrich und den Abstrich, *staccato* und *legato*, *détaché* und *spiccato*.

Kurz, ich lerne Technik, Theorie und Prinzip, nur das, was ich unbedingt lernen möchte, lerne ich nicht: Wie man den Geist sprengt, um den Klang hervorzubringen.

Achtzehn Monate harre ich bei Miss Rosemary Orr aus, aber bald werde ich der seelenlosen Übungen müde, die meine Zeit auffressen. Was ich damals auf dem Platz hörte, war nicht das Produkt seelenloser Übungen, und ich bäume mich heftig dagegen auf, ihnen unterworfen zu werden.

Ich höre, wie Miss Orr dies meinem Vater gegenüber entschuldigt: »Er ist ja doch noch sehr klein. Es war eigentlich zu erwarten, dass in diesem Alter das Interesse nicht allzu lange anhalten würde.« Aber mein Vater – der sich zu dieser Zeit bereits einen zweiten Arbeitsplatz gesucht hatte, um der Familie das Zuhause

am Kensington Square erhalten zu können – hat den Unterrichtsstunden, die dreimal wöchentlich stattfinden, nie beigewohnt und daher auch nie Gelegenheit gehabt, zu erleben, wie diese Art des Unterrichts der Musik, die ich liebe, alles Leben entzieht.

Dafür ist mein Großvater, der in diesen anderthalb Jahren nicht einen seiner »Episoden« genannten Anfälle hat, die ganze Zeit dabei. Er bringt mich regelmäßig zu den Stunden und hört, in einer Ecke des Zimmer sitzend, den Übungen zu. Mit scharfem Blick und einer Seele, die nach Paganini dürstet, registriert er Form und Inhalt des Unterrichts und gelangt zu der Überzeugung, dass die wunderbare Begabung seines Enkels von der wohlmeinenden Rosemary Orr niedergehalten, aber nicht gefördert wird.

»Er möchte *Musik* machen, verdammt noch mal!«, brüllt Großvater meinen Vater an, als sie die Situation besprechen. »Der Junge ist ein *Künstler*, Dick! Wenn du nicht fähig bist, das zu erkennen, dann besitzt du noch weniger Verstand, als ich bisher glaubte. Würdest du ein Rassepferd aus dem Schweinetrog füttern? Wohl kaum, Richard!«

Vielleicht gibt mein Vater aus Furcht klein bei, aus Furcht davor, dass die nächste »Episode« ins Haus steht, wenn er sich dem Plan, den Großvater ihm ohne viel Federlesens unterbreitet, nicht beugt. Es ist ein ganz einfacher Plan: Wir leben in Kensington, nicht weit vom Royal College of Music entfernt, und dort wird sich ganz gewiss ein geeigneter Geigenlehrer für seinen Enkel Gideon finden.

So wird mein Großvater zum Retter und Verwalter meiner unausgesprochenen Träume. Und so tritt Raphael Robson in mein Leben.

22. August

Ich bin zu diesem Zeitpunkt vier Jahre und sechs Monate alt. Natürlich weiß ich heute, dass Raphael damals erst Anfang Dreißig war, aber für mich ist er von unserer ersten Begegnung an eine erhabene und Ehrfurcht gebietende Gestalt, die mir absoluten Gehorsam abfordert.

Rein äußerlich hat er nichts Gefälliges. Er schwitzt übermäßig. Durch das feine Haar schimmert die blassrosa Kopfhaut. Seine Haut ist weiß wie ein Fischbauch und schuppt sich an vielen Stellen infolge übertriebener Sonnenbestrahlung. Aber sobald Raphael zu seiner Geige greift und mir vorspielt – so machen wir uns miteinander bekannt –, verliert sein Aussehen alle Bedeutung, und er wird mir zum großen Vorbild. Er wählt das Violinkonzert in E-Moll von Mendelssohn und gibt sich mit seinem ganzen Körper der Musik hin.

Er spielt nicht einzelne Töne, er lebt in Klängen. Das Allegro-Feuerwerk, das er auf seinem Instrument entzündet, fasziniert mich. Innerhalb eines Augenblicks hat er sich verwandelt. Er ist nicht mehr der schwitzende, schuppige, profillose Schulmeister, sondern Merlin, und ich möchte seine Zauberkraft für mich gewinnen.

Raphael, entdecke ich, hält nichts von Methodenlehre. Im Gespräch mit meinem Großvater sagt er klar und deutlich: »Es ist Aufgabe des Geigers, seine eigene Methode zu entwickeln.« Er lässt mich aus dem Stegreif Übungen machen. Er führt, und ich folge. »Versuche, an der Situation zu wachsen«, sagt er zu mir, während er spielt und mein Spiel beobachtet. »Verstärke dieses Vibrato. Fürchte dich nicht vor *portamenti*, Gideon. *Du musst gleiten. Lass es fließen. Gleite.*«

Das ist der Moment, wo mein wahres Leben als Geiger beginnt, Dr. Rose, die Stunden bei Miss Orr waren nur Vorspiel. Anfangs habe ich dreimal die Woche Unterricht, dann vier-, dann fünfmal. Jede Unterrichtseinheit dauert drei Stunden. In den ersten Wochen finden meine Stunden in Raphaels Arbeitszimmer im Royal College of Music statt, und Großvater und ich fahren von der Kensington High Street aus mit dem Bus dorthin. Aber das lange Warten bis zum Ende meines Unterrichts tut Großvaters Nerven nicht gut, und zu Hause fürchten alle, dass es früher oder später zu einer »Episode« kommen und dann meine Großmutter nicht zur Stelle sein wird, um sich um ihren Mann zu kümmern. Es bleibt schließlich nichts anderes übrig, als mit Raphael Robson zu vereinbaren, dass er mich in Zukunft zu Hause unterrichtet.

Das kostet natürlich Unsummen. Von einem Geiger von Raphael Robsons Kaliber kann man die nahezu ausschließliche Be-

schäftigung mit einem einzigen kleinen Schüler nicht verlangen, ohne ihn für Fahrzeiten, ausgefallene Stunden und selbstverständlich für die Zeit, die er mir widmet, zu vergüten. Der Mensch lebt schließlich nicht von der Liebe zur Musik allein. Zwar hat Raphael keine Familie zu ernähren, aber er muss doch für sich selbst sorgen, seine Miete und andere Kosten bezahlen, und darum muss irgendwie das Geld aufgebracht werden, das ihm erlaubt, seinen Lebensstandard aufrechtzuerhalten, ohne die Zahl meiner Stunden zu reduzieren, um anderweitig etwas dazuzuverdienen.

Mein Vater hat, wie gesagt, bereits zwei Arbeitsstellen. Großvater erhält eine kleine staatliche Pension, gewissermaßen als Dank dafür, dass er dem Vaterland im Krieg seine geistige Gesundheit geopfert hat. Um diese geistige Gesundheit nicht noch mehr zu gefährden, haben meine Großeltern in den Nachkriegsjahren nie einen Umzug in eine andere Gegend in Betracht gezogen, wo das Wohnen vielleicht preiswerter, dafür aber für die Nerven strapaziöser gewesen wäre. Sie haben äußerst sparsam gelebt, jeden Penny zweimal umgedreht, haben vermietet und sich Kosten und Arbeit, die ein großes Haus mit sich bringt, mit meinem Vater geteilt. Aber mit einem Wunderkind – wie mein Großvater mich zu nennen pflegt – in der Familie hat niemand gerechnet und ebenso wenig mit den Kosten, die anfallen, um das Talent dieses Wunderkinds zur Reife zu bringen.

Und ich mache es ihnen nicht leicht. Wann immer Raphael hier oder da eine zusätzliche Unterrichtseinheit empfiehlt, ein, zwei oder drei zusätzliche Stunden mit dem Instrument, erhebe ich leidenschaftlich Anspruch auf diese Zeit. Sie sehen, wie ich unter Raphaels Führung gedeihe: Er tritt ins Haus, und ich warte schon auf ihn, die Geige in der einen Hand, den Bogen in der anderen.

Es muss also eine finanzielle Möglichkeit zur Fortsetzung meines Unterrichts geschaffen werden, und meine *Mutter* schafft sie.

1

Die Erinnerung an eine Berührung trieb Ted Wiley in die Nacht hinaus. Er hatte sie von seinem Fenster aus beobachtet, obwohl er eigentlich gar nicht hatte spionieren wollen. Die Zeit: kurz nach ein Uhr nachts. Der Ort: die Friday Street in Henley-on-Thames, sechzig Meter vom Fluss entfernt, direkt vor ihrem Haus, aus dem die beiden erst Augenblicke zuvor auf die Straße hinausgetreten waren, die Köpfe eingezogen, um sich nicht an dem Türsturz zu stoßen, der aus einer Zeit stammte, als Männer und Frauen kleiner und ihre Rollen klarer definiert waren.

Ted Wiley hatte nichts gegen eine klare Rollenverteilung alten Stils. Aber sie hatte etwas dagegen. Und wenn er bisher nicht begriffen hatte, dass Eugenie sich nicht einfach und bequem als »seine« Frau würde einordnen lassen, so hatte er das spätestens in dem Moment erkennen müssen, als er die beiden – Eugenie und den groß gewachsenen, hageren Fremden – draußen auf dem Bürgersteig in inniger Umarmung sah.

Deutlicher geht's nicht, hatte er gedacht. Sie *will*, dass ich das sehe. Sie will, dass ich sehe, wie sie ihn umarmt und dann ihre Hand an seine Wange legt, als sie sich von ihm löst. Zum Teufel mit dieser Frau! Sie *will*, dass ich sie sehe.

Natürlich war das nur seine Interpretation. Hätten sich Umarmung und Berührung zu einer unverfänglicheren Zeit zugetragen, so hätte sich Ted die bedrohlichen Gedanken, die in seinem Kopf Gestalt anzunehmen begannen, sofort ausgeredet. Es kann überhaupt nichts zu bedeuten haben, da sie es auf offener Straße tut, hätte er sich gesagt; am helllichten Tag, in der Öffentlichkeit, im Herbstsonnenschein vor sämtlichen Nachbarn und vor *mir*… Nein, diese Berührung kann nichts zu bedeuten haben, da sie doch weiß, wie leicht ich sie dabei beobachten kann … Aber stattdessen dachte Ted an alles, was es bedeuten kann, wenn ein Mann nachts um ein Uhr das Haus einer Frau verlässt, und diese Gedanken breiteten sich aus wie ein giftiges Gas, das in den folgenden sieben Tagen immer mehr Raum gewann, während er – voll ängst-

licher Nervosität jede ihrer Gesten und Bemerkungen interpretierend – auf ein Wort wartete. Etwa: »Ach Ted, habe ich dir übrigens erzählt, dass mein Bruder« – oder mein Vetter, mein Vater, mein Onkel, der homosexuelle Architekt, der den Anbau am Haus machen will – »mich neulich abends besucht hat? Er ist bis nach Mitternacht geblieben, ich dachte schon, er würde überhaupt nicht mehr gehen. Vielleicht hast du uns draußen vor meinem Haus gesehen, wenn du hinter deiner Jalousie gelauert hast, wie du das ja in letzter Zeit zu tun pflegst.« Nur wusste Ted nichts von einem Bruder, Vetter, Onkel oder Vater, und wenn es einen homosexuellen Architekten gab, so hatte Eugenie ihn bisher mit keinem Wort erwähnt.

Sie hatte allerdings erklärt, sie habe ihm etwas Wichtiges zu sagen. Als er gefragt hatte, worum es gehe, und sich dabei gedacht hatte, es wäre ihm lieber, sie würde es ihm rundheraus sagen, falls es der tödliche Schlag sein sollte, hatte sie erwidert: Bald, so ganz bin ich noch nicht bereit, meine Sünden zu beichten. Dabei hatte sie ihm leicht die Hand an die Wange gelegt. Ja. Ja, genau. Die gleiche Berührung!

Und darum legte Ted Wiley nun an einem regnerischen Abend Mitte November gegen neun Uhr seinem Hund, einer alten Golden-Retriever-Hündin, die Leine an, um ihn auszuführen. Sie würden, erklärte er der Hündin, die, von Arthritis und einer Aversion gegen Regen geplagt, nicht gerade ein Ausbund an Temperament war, bis zum Ende der Friday Street und danach noch die paar Meter bis zur Albert Road marschieren, wo sie vielleicht ganz zufällig Eugenie treffen würden, die jetzt noch im *Sixty Plus Club* saß und mit den anderen Mitgliedern des Festausschusses um den Speiseplan für das große Silvestermenü rang. Vielleicht würde sie genau in dem Moment aus dem Haus des Altenklubs treten, wenn sie – Herr und Hund – dort vorbeikamen … Ja, wirklich, es wäre ein rein zufälliges Zusammentreffen und eine günstige Gelegenheit für einen Schwatz. Denn jeder Hund brauchte schließlich seinen Abendspaziergang. Von Planung konnte da keine Rede sein.

Die Hündin – von Teds verstorbener Frau auf den bei aller Liebe ziemlich albernen Namen *Precious Baby* getauft und von Ted kurz PB genannt – verharrte unschlüssig an der Tür und starrte zur Straße hinaus, wo es eintönig rauschend regnete. Dann setzte

sie sich hin und wäre zweifellos sitzen geblieben, hätte nicht Ted, grimmig entschlossen, seine Pläne nicht durchkreuzen zu lassen, sie auf die Straße hinausgezerrt.

»Los, komm jetzt, PB«, herrschte er das Tier an und riss an der Leine, dass sich das Würgehalsband um den Hundehals zusammenzog. PB sah ein, dass Widerstand sinnlos war. Mit einem tiefen Seufzer trottete sie verdrossen in den Regen hinaus.

Das Wetter war ein Elend, aber das ließ sich nicht ändern. PB brauchte Auslauf. Sie war in den vergangenen fünf Jahren seit dem Tod ihrer Herrin faul geworden, und Ted hatte nicht viel getan, um sie auf Trab zu halten. Aber das würde sich jetzt ändern. Er hatte Connie versprochen, sich um den Hund zu kümmern, und das wollte er auch tun, von heute Abend an mit neuer Konsequenz. »Schluss mit den kleinen Schnupperrunden im Garten«, teilte er PB mit. »Ab heute wird jeden Abend stramm gelaufen.«

Er vergewisserte sich noch einmal, dass die Tür der Buchhandlung sicher abgeschlossen war, und klappte den Kragen seiner alten Wachsjacke hoch. Ich hätte einen Schirm mitnehmen sollen, dachte er, als er aus dem Schutz der Türnische trat und die ersten Regentropfen klatschend seinen Nacken trafen. Eine Schirmmütze reichte als Schutz nicht aus, auch wenn sie ihn noch so gut kleidete. Aber was machte er sich überhaupt Gedanken darüber, was ihn kleidete? Hölle und Teufel, wenn einer ihm in den Kopf sehen könnte, würde er nichts als Spinnweben und Hirngespinste darin finden.

Er räusperte sich einmal kräftig, spie den Schleim auf die Straße, und während er mit dem Hund an der Royal Marine Reserve vorbeistapfte, wo aus einem großen Loch in der Dachrinne das Regenwasser in Kaskaden herabstürzte, begann er, sich Mut zuzusprechen. Ich bin eine gute Partie, sagte er sich. Ted Wiley, Major a. D. und Witwer nach zweiundvierzig Jahren glücklicher Ehe, wäre für jede Frau ein ausgesprochen guter Fang. Ungebundene Männer waren in Henley-on-Thames so rar wie ungeschliffene Diamanten. Ungebundene Männer, die sich weder hässlicher Nasen- und Ohrenhaare noch wild wuchernder Augenbrauen zu schämen brauchten, waren noch seltener. Und Männer, die auf Sauberkeit und Ordnung hielten, im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte und bei bester Gesundheit waren, die in der Küche nicht

gerade zwei linke Hände hatten und die eheliche Treue hochhielten, waren in dieser Stadt eine solche Rarität, dass sich die Frauen wie Vampire auf sie stürzten, sobald sie sich auf irgendeiner gesellschaftlichen Veranstaltung sehen ließen. Und er gehörte zu diesen Männern. Das wussten alle.

Einschließlich Eugenie!

Mehr als einmal hatte sie zu ihm gesagt, Ted, du bist ein großartiger Mann! Sie hatte seine Gesellschaft in den vergangenen drei Jahren gern und mit Vergnügen genossen, das wusste er. Und er erinnerte sich, wie sie errötend gelächelt und dann hastig weggesehen hatte, als seine Mutter, die sie gemeinsam im Pflegeheim besucht hatten, in der für sie typischen, irritierenden und gebieterischen Art gesagt hatte: Ich möchte vor meinem Tod noch eine Hochzeit erleben, ihr beiden!

Das alles bedeutete doch ungleich mehr als diese eine flüchtige Berührung, mit der sie eines Nachts ihre Hand an die Wange eines Fremden gelegt hatte. Warum haftete dieser Moment wie eingebrannt in seinem Gedächtnis, obwohl er nichts weiter war als eine unerfreuliche Erinnerung, die er nicht einmal ertragen müsste, wenn er es sich nicht angewöhnt hätte, ständig zu beobachten und zu spekulieren, zu lauern und auf der Hut zu sein, die Schotten dicht zu machen, als wäre sein Leben ein schlingerndes Schiff, das Gefahr lief, seine Fracht zu verlieren, wenn er nicht jeden Moment Acht gab?

Eugenie war schuld daran. Eugenie, deren zerbrechlich dünner Körper danach verlangte, in den Arm genommen und gehalten zu werden; deren ordentlich frisiertes, grau gesprenkeltes Haar danach verlangte, von Nadeln und Spangen befreit zu werden; deren blaugrüne Augen nie ohne Vorsicht waren; deren unauffällige und dennoch aufregende Weiblichkeit bei Ted Gefühle und Empfindungen weckte, die er seit Connies Tod nicht mehr gekannt hatte. Ja. Eugenie war schuld daran.

Und er war der Mann für Eugenie, der Mann, der sie beschützen und ihr das Leben wieder schenken konnte. Sie hatte sich, wer weiß wie lange schon, den ganz gewöhnlichen Umgang mit anderen Menschen so radikal verwehrt, dass es ihm, obwohl sie es nie angesprochen hatte, sofort aufgefallen war, als er sie das erste Mal zu einem Glas Sherry im *Catherine Wheel* eingeladen hatte.

Ach Gott, hatte er angesichts ihrer Verwirrung bei seiner Einladung gedacht, sie ist wohl schon seit Jahren nicht mehr mit einem Mann ausgegangen. Und er hatte sich gefragt, warum das so war.

Möglich, dass er jetzt die Antwort erhielt. Sie hatte Geheimnisse vor ihm. *Ich muss dir etwas Wichtiges sagen, Ted.* Sünden habe sie zu beichten, hatte sie erklärt.

Nun, dann sollte sie ihm *jetzt* sagen, was sie zu sagen hatte.

Am Ende der Friday Street hielt Ted mit der vor Kälte zitternden PB an seiner Seite vor der Ampel an, um auf Grün zu warten. Tag und Nacht donnerte der Verkehr durch die Duke Street, die Hauptdurchgangsstraße nach Reading und Marlow. Selbst an einem regnerischen Abend wie diesem ließ er kaum nach, was kein Wunder war, da sich die Leute in deprimierender Weise ja immer stärker auf das Auto verließen und in immer größerer Zahl ein Pendlerleben nach dem Motto »arbeiten in der Stadt und wohnen auf dem Land« führten. Sogar um neun Uhr abends brausten Personenautos und Lastwagen in beinahe unverminderter Zahl über die nasse Straße und erleuchteten mit ihren Scheinwerfern, deren Licht sich in Fensterglas und Pfützen spiegelte, die Nacht.

Zu viele Menschen, die ständig kreuz und quer unterwegs sind, dachte Ted trübsinnig. Zu viele Menschen, die keine Ahnung haben, warum sie wie gejagt durch das Leben hetzen.

Die Ampel schaltete um. Ted überquerte die Fahrbahn und legte das kurze Stück in die Greys Road im Laufschritt zurück. Die alte Hündin japste jämmerlich, obwohl sie höchstens fünfhundert Meter gegangen war, und Ted trat in die Türnische von *Mirabelles Antiques*, dem kleinen Antiquitätengeschäft, um dem armen Tier eine Verschnaufpause zu gönnen. »Gleich sind wir da«, sagte er tröstend. »Das kurze Stück bis zur Albert Road schaffst du schon noch.«

Dort war, mit einem großen Parkplatz vor dem Haus, der *Sixty Plus Club*, eine Organisation, die sich der sozialen Bedürfnisse der wachsenden Gemeinde von Rentnern und Pensionären in Henley annahm. Dort war Eugenie in der Organisationsleitung tätig. Und dort hatte Ted sie kennen gelernt, nachdem er von Maidstone, wo die Erinnerungen an das lange Sterben seiner Frau ihm unerträglich geworden waren, nach Henley umgezogen war.

»Major Wiley, das ist ja nett! Sie wohnen in der Friday Street«, hatte Eugenie zu ihm gesagt, als sie sein Mitgliedschaftsformular durchgesehen hatte. »Da sind wir Nachbarn. Ich wohne in Nummer 65. Das rosarote Haus, kennen Sie es? *Doll Cottage*. Ich lebe seit Jahren dort. Und Sie?«

»Mir gehört die Buchhandlung«, hatte er geantwortet. »Gleich gegenüber. Die Wohnung ist darüber. Aber ich hatte keine Ahnung … Ich meine, ich habe Sie nie gesehen.«

»Ach, ich gehe immer in aller Frühe aus dem Haus und komme meist erst spät zurück. Ich kenne Ihre Buchhandlung. Ich habe oft dort eingekauft. Jedenfalls, als Ihre Mutter sie noch führte. Vor dem Schlaganfall, meine ich. Und es geht ihr zum Glück immer noch gut. Sie ist deutlich auf dem Weg der Besserung, nicht wahr?«

Erst glaubte er, Eugenie wolle sich erkundigen; als ihm klar wurde, dass das nicht der Fall war, dass sie vielmehr nur bekräftigte, was sie bereits wusste, fiel ihm auch ein, wo er sie früher schon gesehen hatte: im *Quiet Pines*-Pflegeheim, wo er dreimal wöchentlich seine Mutter besuchte. Eugenie half dort morgens ehrenamtlich aus und wurde von den Patienten nur »unser Engel« genannt. So jedenfalls hatte Teds Mutter es ihrem Sohn einmal erzählt, als sie beide zufällig beobachteten, wie Eugenie mit einer Erwachsenenwindel über dem Arm ein Zimmer betreten hatte. »Sie hat keinen Angehörigen hier, Ted, und das Heim zahlt ihr keinen Penny.«

Warum sie diese Arbeit dann übernommen habe, hatte Ted damals wissen wollen.

Geheimnisse, dachte er jetzt. Stille Wasser und Geheimnisse.

Er sah zu PB hinunter, die sich gegen sein Bein hatte sinken lassen und hier, vom Regen geschützt, ein Nickerchen hielt. »Komm, gehen wir«, sagte er. »Es ist nicht mehr weit.« Er blickte zwischen den kahlen Ästen der Bäume hindurch zur anderen Straßenseite und sah, dass auch nicht mehr viel Zeit war.

Eben traten die Mitglieder des Festausschusses aus dem Haus, in dem der *Sixty Plus Club* seine Räume hatte. Mit aufgespannten Schirmen über Pfützen springend, riefen sie einander Gutenachtwünsche zu, und dem vergnügten Klang ihrer Stimmen war zu entnehmen, dass sie endlich eine Einigung über die Zusammen-

stellung des Silvestermenüs erzielt hatten. Eugenie würde erfreut sein. Und erfreut würde sie gewiss aufgeschlossener Stimmung und bereit sein, mit ihm zu sprechen.

Die widerspenstige Hündin im Schlepptau, eilte Ted über die Straße, um Eugenie nicht zu verpassen. Er erreichte das niedrige Mäuerchen zwischen Bürgersteig und Parkplatz, als die letzten Ausschussmitglieder davonfuhren. Im *Sixty Plus Club* gingen die Lichter aus, die Haustür unter dem Vordach versank im Schatten. Einen Augenblick später trat, mit einem schwarzen Schirm ausgerüstet, Eugenie in das dunstige Halbdunkel zwischen Haus und Parkplatz. Ted hob den Arm, um ihr zu winken, öffnete den Mund, um ihr zu rufen und anzubieten, sie nach Hause zu begleiten. An einem solchen Abend sollte eine hübsche Frau nicht allein unterwegs sein. Gestattest du, dass ein heißer Verehrer dich nach Hause bringt? Leider mit Hund. PB und ich machen gerade unseren Abendspaziergang.

All dies hätte er sagen können und wollte in der Tat schon zum Sprechen ansetzen, als er plötzlich eine Männerstimme Eugenies Namen rufen hörte. Eugenie wandte sich ruckartig nach links, und Teds Blick flog an ihr vorbei zu einer schattenhaften Gestalt, die soeben einer dunklen Limousine entstieg. Es war nicht viel zu erkennen, da keine der auf dem Parkplatz verteilten Straßenlampen die Gestalt direkt beleuchtete, aber an der Kopfform und der gebogenen Nase, die wie ein Möwenschnabel hervorsprang, sah Ted, dass Eugenies nächtlicher Besucher von neulich wieder da war.

Der Fremde ging ihr entgegen. Sie blieb, wo sie war. In der veränderten Beleuchtung konnte Ted etwas mehr erkennen: ein älterer Mann – vielleicht in seinem eigenen Alter – mit vollem weißen Haar, das er glatt aus der Stirn gestrichen und so lang trug, dass es an den hochgeschlagenen Kragen seines Burberry stieß.

Sie begannen miteinander zu sprechen. Er nahm ihr den Schirm ab und hielt ihn über beide, während er drängend auf sie einredete. Er war gut zwanzig Zentimeter größer als Eugenie und stand daher leicht gebeugt, während sie mit erhobenem Kopf zu ihm hinaufsah. Ted versuchte zu hören, worum es bei dem Gespräch ging, aber er fing nur einige Wortfetzen auf: »Du *musst*…« und »…auf die Knie fallen, Eugenie?« und schließlich, laut und heftig: »Warum willst du nicht *einsehen* –« An dieser Stelle unter-

brach Eugenie den Fremden mit einem Schwall gedämpft gesprochener Worte und legte ihm beschwichtigend die Hand auf den Arm. »Das sagst *du mir*?«, war das Letzte, was Ted hörte, bevor der Mann Eugenies Hand abschüttelte, ihr zornig den Schirm zurückgab und zu seinem Wagen lief. Ted sandte einen Stoßseufzer der Erleichterung zum Abendhimmel.

Seine Freude jedoch war von kurzer Dauer. Eugenie lief dem Fremden nach und holte ihn ein, als er die Tür zu seinem Wagen aufriss. Durch die Tür von ihm getrennt, begann sie von neuem zu sprechen. Doch der Mann wandte sich ab. »Nein! Nein!«, rief er, und da hob sie den Arm, um ihm die Hand an die Wange zu legen. Der Autotür zum Trotz, die wie eine Schranke zwischen ihnen stand, schien sie ihn zu sich ziehen zu wollen.

Aber die Schranke wirkte, der Fremde entzog sich der Liebkosung, die Eugenie ihm zugedacht hatte. Er tauchte in seinen Wagen hinunter, knallte die Tür zu und ließ den Motor an, dessen Aufheulen sich an den Häuserfassaden rund um den Parkplatz brach.

Eugenie trat zurück. Der Wagen wendete. Die Gangschaltung krachte. Die Reifen drehten auf dem nassen Pflaster ein paar Mal durch, ehe sie mit einem Kreischen, das wie Verzweiflung klang, griffen.

Dann raste der Wagen zur Ausfahrt. Keine sechs Meter von dem jungen Liquidambar entfernt, in dessen Schutz Ted stand und die Szene beobachtete, schoss der Audi – Ted erkannte die vier Ringe auf der Motorhaube – auf die Straße hinaus, ohne dass der Fahrer sich auch nur einen Moment Zeit genommen hätte, zu prüfen, ob sie frei war. Ted sah flüchtig das Profil eines von Emotionen verzerrten Gesichts, bevor der Wagen nach links einbog, in Richtung zur Duke Street, und kurz danach auf die Straße nach Reading abbog. Mit zusammengekniffenen Augen sah Ted ihm nach, versuchte das Kennzeichen zu erkennen, überlegte, ob dies nicht vielleicht doch der falsche Moment für ein Zusammentreffen mit Eugenie war.

Ihm blieb nicht viel Zeit, zu entscheiden, was klüger war – nach Hause zu verschwinden oder so zu tun, als wäre er eben erst gekommen. Gleich würde Eugenie auf den Bürgersteig gehen und ihn sehen.

Er blickte zu der alten Hündin hinunter, die sich, die Pause nutzend, unter dem Baum zusammengerollt hatte, offenbar entschlossen, lieber im strömenden Regen zu nächtigen, als noch einen Schritt zu tun. Ted fragte sich, ob überhaupt Hoffnung bestand, den Hund so schnell hochzujagen, dass sie aus dieser Ecke verschwunden wären, bevor Eugenie den Bürgersteig erreichte. Wohl eher nicht. Also würde er ihr eben erklären, er wäre gerade erst hier angekommen.

Er straffte die Schultern und zog einmal kurz an der Leine. Aber im selben Augenblick sah er, dass Eugenie gar nicht auf dem Weg zu ihm war, sondern die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen hatte und einem Fußweg folgte, der zwischen Häusern hindurch zur Market Place führte. Wohin, zum Teufel, wollte sie?

Ted lief ihr nach, in einem Tempo, das PB gar nicht behagte, dem sie sich aber nicht widersetzen konnte, ohne Gefahr zu laufen, von ihrem Halsband erdrosselt zu werden. Eugenie ging vor ihnen, eine dunkle Gestalt – schwarzer Regenmantel, schwarze Stiefel, schwarzer Schirm.

Sie bog in die Market Place ein, und zum zweiten Mal fragte sich Ted, was sie vorhaben könnte. Die Läden waren um diese Zeit alle geschlossen, und es war nicht Eugenies Art, sich allein in ein Pub zu setzen.

Er machte einen qualvollen Moment durch, als PB sich zum Pinkeln niederließ, war sicher, dass er in der Zeit, die die Hündin brauchte, um eine dampfende Urinpfütze aufs Pflaster zu setzen, Eugenie, die jetzt entweder in die Market Place Mews oder die Market Lane abbiegen konnte, aus den Augen verlöre. Aber nach einem schnellen Blick nach rechts und nach links setzte Eugenie ihren Weg in gerader Richtung fort, hinunter zum Fluss. An der Duke Street vorbeigehend, nahm sie die Hart Street, und Ted sagte sich, dass sie trotz des Wetters vielleicht aus irgendwelchen Gründen lediglich den längeren Weg nach Hause ging. Aber dann schwenkte sie zum Portal der Marienkirche ein, deren schöner, mit Zinnen versehener Turm zu dem Flusspanorama gehörte, für das Henley berühmt war.

Aber Eugenie war nicht hergekommen, um die Aussicht zu bewundern, sie eilte vielmehr ohne zu zögern in die Kirche hinein.

»Verdammt«, brummte Ted. Was sollte er jetzt tun? Mit dem

Hund konnte er ihr nicht in die Kirche folgen. Und draußen im Regen herumzulungern, bis sie wieder herauskam, war keine verlockende Vorstellung. Er konnte den Hund natürlich irgendwo anbinden und hineingehen und mit ihr beten – wenn sie überhaupt betete –, aber der Schein einer Zufallsbegegnung ließ sich dann nicht aufrechterhalten. Eugenie wusste, dass er kein Kirchgänger war. Was also blieb ihm jetzt anderes übrig, als kehrtzumachen und sich nach Hause zu trollen wie ein liebeskranker Trottel? Und dabei ständig den Moment auf dem Parkplatz vor Augen zu haben, als sie diesem Kerl die Hand an die Wange gelegt hatte, wieder! Wieder diese Berührung …

Ted schüttelte heftig den Kopf. So konnte es nicht weitergehen. Er musste Gewissheit haben. Noch heute Abend.

Links neben der Kirche lag der Friedhof, ein Dreieck regennasser Bäume und Sträucher, von einem Fußweg durchschnitten, der zu einer Reihe alter Gemeindehäuser aus dunklem Backstein führte. Die Fenster der niedrigen Häuser leuchteten hell in der Dunkelheit, und mit PB an der Leine folgte Ted dem Weg, während er sich überlegte, was er Eugenie sagen wollte, wenn sie aus der Kirche herauskam.

Schau dir diesen Hund an, fett wie ein Mastschwein, würde er sagen. Sie muss unbedingt dünner werden. Sonst streikt demnächst ihr Herz, meint der Tierarzt. Tja, und nun machen wir also jeden Abend einen großen Rundgang um die Stadt. Hast du etwas dagegen, wenn wir dich begleiten, Eugenie? Du gehst nach Hause? Wäre das nicht die Gelegenheit zum Reden? Du hast doch gesagt, *bald*. Ich weiß nämlich, ehrlich gesagt, nicht, wie ich das noch länger aushalten soll, mir ständig Gedanken darüber zu machen, was du mir zu »beichten« hast, wie du es formuliert hast.

Das Problem war, dass er sich für sie entschieden hatte, ohne zu wissen, ob sie sich auch für ihn entschieden hatte. In den fünf Jahren seit Connies Tod hatte er es nicht nötig gehabt, um eine Frau zu werben; die Frauen warben um ihn, und das mit einer Aggressivität, die ihm widerwärtig war und durch die er sich einem Leistungsdruck ausgesetzt fühlte, unter dem er regelmäßig versagte. Dennoch war es natürlich sehr befriedigend, zu erleben, dass er auch in seinem Alter noch das gewisse Etwas besaß und dieses gewisse Etwas höchst begehrt war.

Nur Eugenie hatte bisher kein Begehren gezeigt. Und darum fragte sich Ted, ob er vielleicht Manns genug für alle anderen Frauen war – zumindest oberflächlich gesehen –, aber aus irgendeinem Grund nicht Manns genug für Eugenie.

Ach, verdammt, woher rührten diese ängstlichen Zweifel? Das war ja wie bei einem Halbwüchsigen, der noch nie mit einer Frau zusammen gewesen war! Sie hatten ihren Ursprung natürlich in seinem kläglichen Versagen bei den anderen Frauen, einem Versagen, das er in der Ehe mit Connie nicht gekannt hatte.

»Du solltest dich mal mit einem Arzt über dieses kleine Problem unterhalten«, hatte Georgia Ramsbotton gesagt, dieser Piranha in Menschengestalt. Sie hatte ihre knochigen Beine aus seinem Bett geschwungen und seinen Flanellmorgenrock übergezogen. »Das ist nicht normal, Ted, bei einem Mann deines Alters. Wie alt bist du – sechzig? Das ist einfach nicht normal.«

Achtundsechzig, hatte er gedacht, mit einem Geschlechtsorgan zwischen den Beinen, das sich trotz inbrünstiger An- und Zuwendungen nicht rührt.

Aber daran waren einzig diese aggressiven Frauen schuld. Wenn sie ihm die Rolle gelassen hätten, die die Natur dem Mann zugedacht hatte – die des Jägers und nicht die des Wildes –, dann hätte sich alles von selbst geregelt. Oder vielleicht doch nicht? Er musste unbedingt Gewissheit haben.

Eine plötzliche Bewegung hinter einem der erleuchteten Fenster der Gemeindehäuser lenkte ihn von seinen Gedanken ab. Er hob den Kopf und sah, dass eine Frau das Zimmer betreten hatte. Während er noch neugierig hinschaute, zog sie zu seiner Überraschung den roten Pulli, den sie anhatte, über den Kopf und ließ ihn zu Boden fallen.

Er spähte nach rechts und nach links. Seine Wangen brannten plötzlich trotz des eiskalten Regens. Merkwürdig, dass manche Leute anscheinend nicht wussten, wie verräterisch erleuchtete Fenster in der Nacht waren. Sie konnten nicht hinaussehen, also glaubten sie, man könne auch nicht hineinsehen. Kinder waren so. Teds drei Töchter waren von klein auf dazu angehalten worden, die Vorhänge zuzuziehen, bevor sie sich entkleideten. Aber wenn einem Kind das nicht beigebracht wird – wirklich merkwürdig, dass manche Leute nie gescheit wurden.

Verstohlen warf er noch einen Blick zu dem erleuchteten Fenster. Die Frau hatte ihren Büstenhalter abgelegt. Ted schluckte. PB, die er immer noch an der Leine hielt, begann im Gras zu schnüffeln, das den Fußweg begrenzte, und zog in aller Unschuld zu den Gemeindehäusern hinüber.

Lass sie von der Leine, sie läuft nicht weg. Stattdessen folgte Ted dem Zug der Leine.

Die Frau hinter dem Fenster begann sich das Haar zu bürsten. Bei jedem Bürstenstrich hoben sich ihre Brüste und sanken wieder herab, volle runde Brüste mit tiefbraunen Aureolen um die Brustwarzen. Ted starrte wie gebannt dorthin, als hätte er den ganzen Abend und alle Abende, die diesem hier vorausgegangen waren, nur auf dieses Schauspiel gewartet, und während er schaute und schaute, spürte er ein leises Ziehen und dann dieses befriedigende Aufwallen des Bluts und den Puls des Lebens.

Er seufzte. Gesundheitlich fehlte ihm nichts. Gar nichts. Gejagt zu werden, das war das Problem. Selbst zu jagen – und danach das Besitzrecht geltend zu machen und zu verteidigen – war die sichere Lösung.

Er nahm PB kurz, damit sie nicht noch weiterlaufen konnte, und blieb stehen, wo er war, um die Frau hinter dem Fenster zu beobachten und auf Eugenie zu warten.

Eugenie war nicht in die Marienkirche gegangen, um zu beten, sondern um abzuwarten. Sie hatte seit Jahren keine Kirche mehr betreten und war an diesem Abend einzig hierher gekommen, um dem Gespräch, das sie Ted versprochen hatte, aus dem Weg zu gehen.

Sie wusste, dass er ihr folgte. Nicht zum ersten Mal hatte sie ihn beim Verlassen des *Sixty Plus Club* drüben unter den Bäumen stehen sehen, aber zum ersten Mal hatte sie das Gespräch mit ihm meiden wollen. Darum war sie nicht, wie es normal gewesen wäre, auf ihn zugegangen, um ihm eine Erklärung für die Szene zu geben, die er auf dem Parkplatz beobachtet hatte, sondern hatte ohne einen bestimmten Plan den Weg zur Market Place eingeschlagen.

Beim Anblick der Kirche hatte sie sich kurzerhand entschlossen, hineinzugehen und einen Moment der Andacht einzulegen.

Zuerst kniete sie sogar auf einem der verstaubten Betkissen nieder und wartete, den Blick auf die Heilige Jungfrau gerichtet, darauf, dass ihr die alten frommen Worte von selbst wieder in den Sinn kämen. Aber das geschah nicht. Zu vieles bewegte sie, das sich dem Gebet entgegenstellte: alte Konflikte und Anklagen, Loyalitäten noch älteren Ursprungs und die Sünden, die in ihrem Namen begangen worden waren; gegenwärtige Bedrängnisse mit all ihren Auswirkungen; künftige Konsequenzen, wenn sie jetzt einen falschen Schritt machte.

Sie hatte in der Vergangenheit genug falsch gemacht und mehr als einen Menschen ins Verderben gestürzt. Und sie hatte lange schon begriffen, dass es sich mit allem, was man tat, ähnlich verhielt wie mit dem Steinchen, das man ins Wasser warf: Die konzentrischen Kreise, die durch den Steinwurf auf der Wasseroberfläche entstehen, werden nach und nach schwächer, aber sie existieren.

Als ihr kein Gebet über die Lippen kam, erhob sich Eugenie von den Knien und setzte sich, die Füße flach auf dem Boden. Schweigend betrachtete sie das Antlitz der Heiligen Jungfrau. Du hast dich ja nicht selbst für den Verlust deines Sohnes entschieden, nicht wahr?, fragte sie stumm. Wie also kann ich verlangen, dass du mich verstehst? Und selbst wenn du verstündest, um welche Art des Eingreifens sollte ich dich bitten? Du kannst die Zeit nicht zurückdrehen. Du kannst nicht ungeschehen machen, was geschehen ist. Du kannst nicht zum Leben erwecken, was tot ist; denn wenn du das könntest, dann hättest du es getan, um dir die Qual seiner Ermordung zu ersparen.

Aber es spricht ja niemand von Mord, nicht wahr? Immer ist nur die Rede von einem Opfer für etwas Höheres, von der Hingabe des Lebens an etwas, das weit bedeutender ist als das Leben selbst. Als ob es das wirklich gäbe …

Eugenie stützte die Ellbogen auf ihre Oberschenkel und presste ihre Stirn in die geöffneten Handflächen. Wenn dem zu glauben war, was ihre Religion sie einst gelehrt hatte, dann hatte die Jungfrau Maria von Anfang an genau gewusst, was von ihr gefordert wurde. Sie hatte klar verstanden, dass das Kind, das sie nährte, in der Blüte seines Mannesalters dem Leben entrissen werden würde. Geschmäht, beschimpft, geschlagen und *geopfert*.

Dass er in Schande sterben würde und sie es mitansehen müsste. Und die Gewissheit, dass sein Tod von höherer Bedeutung war als aus der Tatsache ersichtlich wurde, dass er angespien und zwischen zwei gemeinen Verbrechern ans Kreuz geschlagen wurde, bot ihr einzig der Glaube. Zwar behauptete die christliche Überlieferung, ihr sei ein Engel erschienen, um ihr von zukünftigen Ereignissen zu künden, aber war so etwas mit dem Verstand überhaupt fassbar?

Sie hatte sich daher in blindem Glauben darauf verlassen, dass irgendwo etwas Höheres existierte. Nicht in ihrer Lebenszeit und nicht in der Lebenszeit der Enkel, die sie niemals haben würde. Aber dort. Irgendwo. Ganz real. Dort.

Natürlich hatte es sich noch nicht gezeigt. Zweitausend Jahre der Gewalt später wartete die Menschheit immer noch auf die Ankunft des Guten. Und was dachte die heilige Mutter bei sich, während sie auf ihrem Thron in den Wolken saß und das Treiben beobachtete, während sie wartete? Wie wollte sie auch nur versuchen den Nutzen gegen den Preis aufzurechnen?

Jahrelang hatte sich Eugenie auf die Zeitungen verlassen, um sich zu vergewissern, dass der Nutzen – das Gute – schwerer wog als der Preis, den sie bezahlt hatte. Aber jetzt war sie nicht mehr sicher. Das höhere Gute, dem sie zu dienen geglaubt hatte, drohte, sich vor ihren Augen aufzulösen wie ein gewirkter Teppich, der durch seinen allmählichen Zerfall dem Fleiß und der Arbeit spottet, die aufgewendet worden waren, um ihn zu schaffen. Und nur sie konnte diesen Zerfall aufhalten, wenn sie es wollte.

Das Problem war Ted. Sie hatte nicht beabsichtigt, eine engere Beziehung zu ihm zu haben. Seit Jahren hatte sie keinen Menschen so nahe an sich herangelassen, dass sich in irgendeiner Form Vertrauen hätte bilden können. Und jetzt das Gefühl zu haben, einer Beziehung zu einem anderen Menschen fähig zu sein – ja, sie zu verdienen –, schien ihr eine Art von Hybris, die ohne Zweifel ihr Verhängnis werden würde. Trotzdem wollte sie die Nähe zu ihm, als wäre er das Heilmittel für eine Krankheit, die zu benennen ihr der Mut fehlte.

Und darum saß sie jetzt in der Kirche. Einerseits, weil sie Ted Wiley nicht gegenübertreten konnte, bevor der Weg geebnet war,

und andererseits, weil sie nicht über die Worte verfügte, den Weg zu ebnen.

Bitte, Gott, betete sie, sag mir, was ich tun soll. Sag mir, was ich sagen soll.

Aber Gott schwieg, wie er seit Ewigkeiten geschwiegen hatte. Eugenie warf ein Geldstück in den Opferstock und ging.

Draußen regnete es immer noch ohne Unterlass. Sie spannte ihren Schirm auf und schlug den Weg zum Fluss ein. An der Ecke frischte der Wind plötzlich auf, und sie blieb einen Moment stehen, um sich gegen ihn zu stemmen, als er ungestüm ihren Schirm packte und nach hinten riss.

»Warte, Eugenie. Lass mich dir helfen.«

Sie sah sich um. Seite an Seite mit seinem müden alten Hund stand Ted hinter ihr. Regenwasser tropfte ihm von Nase und Kinn, seine Wachsjacke glänzte feucht, und die Schirmmütze klebte ihm durchweicht am Kopf.

»Ted!« Sie lächelte mit geheuchelter Überraschung. »Du bist ja völlig durchnässt. Und die arme PB! Was tut ihr denn bei diesem Wetter hier draußen, ihr beiden?«

Er richtete ihren Schirm und hielt ihn hoch, sodass sie beide geschützt waren. Sie hakte sich bei ihm ein.

»Wir haben ein neues Fitnessprogramm«, erklärte er. »Bis zur Market Place, dann runter zum Friedhof und wieder zurück. Das ganze viermal am Tag. Und was tust *du* hier? Du warst doch nicht in der Kirche?«

Du weißt, dass ich dort war, hätte sie gern geantwortet. Du weißt nur nicht, warum. Stattdessen sagte sie in leichtem Ton: »Ich muss mich von der Ausschusssitzung erholen – du weißt schon, der Festausschuss, der über das Silvestermenü beschließen sollte. Ich hatte den Leuten einen Termin gegeben, um zu einer Einigung zu kommen. Der Partyservice kann schließlich nicht bis in alle Ewigkeit auf eine feste Bestellung warten.«

»Und jetzt gehst du nach Hause?«

»Ja.«

»Darf ich –?«

»Aber natürlich, das weißt du doch!«

Wie absurd, dieses Geplänkel, da so vieles, was endlich gesagt werden musste, unausgesprochen zwischen ihnen stand.

Du vertraust mir nicht, Ted. Warum nicht? Wie soll Liebe zwischen uns gedeihen, wenn nicht die Grundlage gegenseitigen Vertrauens da ist? Ich weiß, du bist beunruhigt, weil ich dir zwar gesagt habe, dass ich mit dir sprechen möchte, dies jedoch bis heute nicht getan habe. Aber warum kannst du dich fürs Erste nicht einfach damit zufrieden geben?

Sie konnte jetzt nichts sagen, was womöglich alles aufdecken würde. Sie schuldete es denjenigen, zu denen viel ältere Bindungen bestanden als zu Ted, dass sie ihr Haus in Ordnung brachte, ehe sie es niederbrannte.

So gingen sie also unverfänglich plaudernd am Fluss entlang: Wie war sein Tag gewesen, wie ihrer, wer war in die Buchhandlung gekommen, wie ging es seiner Mutter. Er war herzlich und offen, sie freundlich, wenn auch etwas distanziert.

»Müde?«, fragte er, als sie ihr Haus erreicht hatten.

»Ein bisschen«, bekannte sie. »Es war ein langer Tag.«

Er reichte ihr den Schirm mit den Worten: »Dann will ich dich nicht aufhalten«, sah sie dabei aber mit so unverhohlener Erwartung an, dass sie wusste, er hoffte auf eine Einladung zu einem Gutenachttrunk.

Weil sie ihn wirklich gern hatte, sagte sie die Wahrheit: »Ich muss nach London, Ted.«

»Ach? Morgen in aller Frühe, hm?«

»Nein. Ich muss noch heute Abend fahren. Ich habe eine Verabredung.«

»Eine Verabredung? Aber bei dem Regen brauchst du doch mindestens eine Stunde – sagtest du *Verabredung*?«

»Ja.«

»Was für eine – Eugenie …« Er seufzte. Dann fluchte er leise. PB schien es zu hören. Sie hob den Kopf und sah Ted mit zusammengekniffenen Augen wie verdutzt an. Das arme Tier war klatschnass. Nun, zum Glück hatte es wenigstens ein dickes Fell. »Dann lass mich dich fahren«, sagte Ted schließlich.

»Besser nicht.«

»Aber –«

Sie legte ihm beschwichtigend die Hand auf den Arm. Dann hob sie sie, um seine Wange zu berühren, aber er zuckte zurück, und sie trat einen Schritt von ihm weg. »Hast du Lust, morgen Abend mit mir zusammen zu essen?«, fragte sie.

»Das weißt du doch.«

»Gut. Dann komm zu mir zum Abendessen. Da können wir dann auch reden, wenn du möchtest.«

Er sah sie an. Sie wusste, dass er versuchte, in ihren Zügen zu lesen, und es ihm nicht gelang. Bemüh dich nicht, hätte sie am liebsten gesagt. Ich habe jahrelange Übung darin, eine bestimmte Rolle in einem Drama zu spielen, von dem du nichts weißt.

Sie erwiderte ruhig seinen Blick, während sie auf seine Antwort wartete. Das Licht aus ihrem Wohnzimmer fiel durch das Fenster und warf einen gelben Schein auf sein Gesicht, das vom Alter und von Ängsten, die er verschwieg, gezeichnet war. Sie war ihm dankbar dafür, dass er seine tiefsten Ängste ihr gegenüber nicht aussprach, denn das verlieh ihr den Mut, sich ihrerseits mit alldem auseinander zu setzen, was *sie* ängstigte.

Er nahm plötzlich die Mütze ab, eine Geste der Unterwürfigkeit, die sie niemals von ihm verlangt hätte. Das graue Haar kam zum Vorschein, das jetzt nass wurde, und die fleischige rote Nase, die bisher im Schatten des Mützenschirms verborgen geblieben war. Nun sah er aus wie das, was er war: ein alter Mann. Und sie fühlte sich als die, die sie war: eine Frau, die die Liebe eines so anständigen Mannes nicht verdiente.

»Eugenie«, sagte er, »wenn du denkst, du kannst mir nicht sagen, dass du – dass du und ich – das wir nicht …« Er schaute zur Buchhandlung gegenüber.

»Ich denke gar nichts«, erwiderte sie. »Außer an London und die Fahrt. Und der Regen ist natürlich lästig. Aber ich fahre vorsichtig. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen.«

Er schien zufrieden und vielleicht eine Spur erleichtert über ihre Worte, die gedacht waren, ihn zu beruhigen. »Du bist mein Leben«, sagte er schlicht. »Eugenie, weißt du das? Du bist mein Leben. Und ich bin zwar die meiste Zeit ein ziemlicher Trottel, aber ich –«

»Ich weiß«, sagte sie. »Ich weiß. Und wir reden morgen.«

»Ja, gut.« Er küsste sie ungeschickt und stieß mit dem Kopf gegen die Kante des Schirms, sodass er ihr beinahe aus der Hand gefallen wäre.

Regen schlug ihr ins Gesicht. Ein Auto raste durch die Friday Street, und Wasser spritzte über ihre Schuhe.

Ted fuhr ärgerlich herum. »Hey!«, schrie er dem Fahrzeug nach. »Können Sie nicht aufpassen!«

»Ist schon gut«, sagte sie. »Es ist ja nichts passiert, Ted.«

Er wandte sich ihr wieder zu. »Verdammt noch mal«, sagte er. »War das nicht –« Aber dann brach er ab.

»Was?«, fragte sie. »Wer?«

»Niemand. Nichts.« Er scheuchte den Hund hoch, um das letzte Stück Weg zu seiner Haustür hinter sich zu bringen. »Und wir reden morgen?«, fragte er. »Nach dem Abendessen?«

»Ja«, antwortete sie. »Es gibt so vieles zu sagen.«

Große Vorbereitungen brauchte sie nicht zu treffen. Sie wusch sich das Gesicht und putzte die Zähne. Sie kämmte sich das Haar und band ein dunkelblaues Tuch um, trug einen farblosen Lippenbalsam auf und knöpfte das Winterfutter in ihren Trenchcoat, um gegen die Kälte der Nacht besser geschützt zu sein. Parkplätze waren in London immer knapp, und sie wusste nicht, wie weit sie nach Erreichen ihres Ziels noch zu Fuß durch Wind und Kälte würde gehen müssen.

Im Trenchcoat, die Handtasche am Arm, stieg sie die schmale Treppe hinunter. Vom Küchentisch nahm sie eine Fotografie in einem schlichten Holzrahmen, eine von dreizehn, die gewöhnlich im Haus verteilt standen. Zur Auswahl hatte sie sie in Reih und Glied auf dem Tisch aufgestellt, und die anderen blieben nun dort stehen.

Das Bild an die Brust gedrückt, trat sie in die Dunkelheit hinaus.

Ihr Wagen stand ein paar Häuser weiter in einem abgeschlossenen Hof. Sie mietete den Platz monatlich. Der Hof war hinter einem Tor verborgen, das geschickt so gefertigt war, dass es aussah, als wäre es Teil der Fachwerkhäuser zu seinen beiden Seiten. Das bot Sicherheit, und Sicherheit war Eugenie wichtig. Die Illusion von Sicherheit, die Tore und Schlösser boten, sagte ihr zu.

In ihrem Wagen – ein Polo aus zweiter Hand, dessen Gebläse röchelte wie ein Asthmatiker – legte sie die gerahmte Fotografie auf den Beifahrersitz und ließ den Motor an. Sie hatte sich für diese Fahrt nach London gerüstet – Öl und Reifendruck des Wagens geprüft, den Tank aufgefüllt –, sobald sie Datum und Ort des

Termins erfahren hatte. Die genaue Uhrzeit war ihr später angegeben worden, und sie war zunächst zurückgeschreckt, als ihr klar geworden war, dass das »zehn Uhr fünfundvierzig« sich auf den Abend bezog und nicht auf den Vormittag. Aber sie wusste, dass Proteste von ihr keine Chance hatten, darum hatte sie zugestimmt. Sie sah bei Dunkelheit nicht mehr so gut wie früher, aber sie würde es schon schaffen.

Mit dem Regen allerdings hatte sie nicht gerechnet. Als sie die Außenbezirke von Henley hinter sich gelassen hatte und die Straße nahm, die in nordwestlicher Richtung nach Marlow führte, kroch sie bald nur noch im Schneckentempo vorwärts. Die Hände um das Lenkrad gekrampft und den Oberkörper so weit vorgebeugt, dass sie mit dem Kopf beinahe die Windschutzscheibe berührte, suchte sie sich ihren Weg durch den peitschenden Regen, von dem das grelle Licht entgegenkommender Fahrzeuge in tausend glitzernde Pfeile gebrochen wurde, die auf ihre Windschutzscheibe hagelten.

Auf der M40, wo Personenwagen und Lastzüge Sprühfontänen aufwirbelten, denen die Scheibenwischer des Polo kaum gewachsen waren, war es nicht viel besser. Die Markierungslinien, die nicht unter dem stehenden Wasser verschwunden waren, schienen sich unter Eugenies Blick bald zu Schlangenlinien zu krümmen, bald in plötzlichen Sprüngen auf eine andere Spur hinüberzuwechseln.

Als sich die Lichter von Wormwood Scrubbs näherten, wagte sie es, den Todesgriff, mit dem sie das Lenkrad umklammert hielt, etwas zu lockern, aber wirklich wohler wurde ihr erst, als sie von der schwimmenden Betonbahn der M40 abbog und bei Maida Hill in nördlicher Richtung weiterfuhr.

Sobald es möglich war, lenkte sie den Wagen an den Straßenrand und stieß mit einem Gefühl, als hätte sie während der ganzen Fahrt die Luft angehalten, einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus. Sie kramte in ihrer Handtasche nach der Wegbeschreibung, die sie sich anhand des Londoner Stadtplans notiert hatte. Zwar hatte sie nun die Fahrt auf der Schnellstraße heil überstanden, aber noch lag das letzte Viertel des Wegs vor ihr, der durch das Labyrinth der Londoner Straßen führte.

Es war zu jeder Zeit schwierig, sich in der Stadt zurechtzufin-

den. Bei Dunkelheit sorgten schlechte Straßenbeleuchtung und ein eklatanter Mangel an Hinweisschildern für zusätzliche Mühe. Und wenn es dann auch noch in Strömen regnete, war man so gut wie verloren. Drei Fehlversuche brachten Eugenie gerade bis Paddington Recreation Ground, bevor sie merkte, dass sie sich hoffnungslos verfahren hatte. Nicht bereit, ein Risiko einzugehen, fuhr sie genau den Weg zurück, den sie gekommen war, wie ein Taxifahrer, der in die Irre gefahren ist und unbedingt feststellen will, wo er sich unterwegs das erste Mal verfahren hat.

Es war beinahe zwanzig nach elf, als sie endlich auf die Straße im Nordwesten Londons stieß, die sie suchte. Und dann musste sie noch einmal sieben schweißtreibende Minuten lang in der Gegend herumkurven, ehe sie einen Parkplatz fand.

Sie nahm die gerahmte Fotografie an sich, holte ihren Regenschirm vom Rücksitz und stieg aus. Der Regen hatte zum Glück nachgelassen, aber es wehte immer noch ein starker Wind, der die wenigen noch an den Bäumen haftenden Blätter abriss und auf Bürgersteig, Straße und geparkte Autos hinunterfegte.

Das Haus, zu dem sie wollte, hatte die Nummer 32, und sie sah sogleich, dass es ein ganzes Stück weiter die Straße hinauf auf der anderen Seite lag. Mit schnellem Schritt ging sie die ersten fünfundzwanzig Meter auf dem Bürgersteig. Kaum eines der Häuser, an denen sie vorüberkam, war noch erleuchtet, und die ängstliche Nervosität, die sie angesichts des bevorstehenden Gesprächs ohnehin schon plagte, steigerte sich noch wegen der Dunkelheit und den Fantasien, was sich alles in dieser Dunkelheit verbergen könnte. Eugenie beschloss, vorsichtig zu sein, wie das einer Frau, die an einem regnerischen Herbstabend allein in der Stadt unterwegs war, zu raten war, und trat vom Bürgersteig herab, um in der Mitte der Straße weiterzugehen. So würde sie vielleicht noch rechtzeitig aufmerksam werden, sollte jemand sie überfallen wollen.

Sie hielt das zwar für unwahrscheinlich, denn dies war eine anständige Gegend. Dennoch war sie erleichtert, als die fächerförmigen Strahlen zweier Autoscheinwerfer über sie hinwegglitten und ihr sagten, dass hinter ihr ein Fahrzeug in die Straße eingebogen war. Es fuhr langsam, so langsam, wie auch sie gefahren war, offensichtlich wie sie selbst noch vor wenigen Minuten auf

der Suche nach einem Parkplatz. Sie drehte sich kurz um und trat an das nächststehende Fahrzeug, um den Wagen vorbeizulassen. Aber der Fahrer zog zur Seite und gab ihr mit der Lichthupe Zeichen, dass sie weitergehen könne.

Irrtum, dachte sie, schulterte ihren Schirm und setzte ihren Weg fort. Der Fahrer suchte gar nicht nach einem Parkplatz, sondern wartete offenbar auf einen Bewohner des Hauses, vor dem er angehalten hatte. Sie warf noch einmal einen schnellen Blick über die Schulter zurück, und als hätte der fremde Fahrer ihre Gedanken gelesen, hupte er einmal kurz. Es klang, fand Eugenie, wie die ungeduldige Mahnung einer Mutter oder eines Vaters an ein widerspenstiges Kind.

Sie ging weiter und achtete auf die Nummern der Häuser, an denen sie vorüberkam. Sie war bei Nummer zehn und Nummer zwölf – kaum sechs Häuser von ihrem Auto entfernt –, als das bisher stetige Licht hinter ihr plötzlich zur Seite schwenkte und dann erlosch.

Seltsam, dachte sie, man kann doch nicht einfach mitten auf der Straße parken, und sah sich um.

Grelle Lichter flammten auf. Sie war augenblicklich geblendet. Und geblendet blieb sie wie gebannt stehen.

Ein Motor heulte auf, Reifen glitten quietschend über den Asphalt.

Mit weit ausgebreiteten Armen wurde sie in die Luft geschleudert, als der Wagen sie erwischte, und das Bild in seinem schlichten Rahmen schoss in die Höhe wie eine Rakete.

2

J. W. Pitchley, alias *Die Zunge*, hatte einen höchst gelungenen Abend hinter sich. Er hatte Regel Nummer eins gebrochen – verabrede dich *niemals* persönlich mit einem Cybersexpartner –, aber es hatte alles bestens geklappt, und er hatte wieder einmal den Beweis dafür bekommen, dass er ein messerscharfes Gespür für den unvergleichlichen Genuss der überreifen Früchte besaß, die gerade, weil sie so lange unbeachtet am Baum gehangen hatten, umso saftiger waren.

Bescheidenheit und Ehrlichkeit zwangen ihn allerdings zu dem Eingeständnis, dass er in diesem Fall nicht viel riskiert hatte. Eine Frau, die sich *Sahnehöschen* nannte, ließ ja kaum Zweifel daran, was sie wollte. Und alle noch vorhandene Unsicherheit seinerseits war durch fünf Online-Rendezvous, bei denen er sich in seine Calvin-Klein-Jockeys ergossen hatte, ohne einen Finger rühren zu müssen, beseitigt worden. Im Gegensatz zu den vier anderen Cybergespielinnen, zu denen er gegenwärtig Kontakt hatte und deren orthografischen Kenntnisse bedauerlicherweise meist so beschränkt waren wie ihre Fantasie, verfügte das Sahnehöschen, wie sie sich gern nannte, über einen Einfallsreichtum und eine natürliche Fähigkeit, ihre Fantasien in Worte zu fassen, dass sich sein Schwanz wie eine Wünschelrute aufstellte, sobald sie einloggte.

Sahnehöschen hier, pflegte sie zu schreiben. *R U rdy 4 it, Zungenmann?*, hast du Lust?

Aber ja. Aber ja. Lust hatte er immer.

Und diesmal hatte er sogar selbst den sprichwörtlichen Sprung ins kalte Wasser gewagt und nicht erst auf die Initiative der anderen Seite gewartet. Das war total untypisch für ihn. Im Allgemeinen machte er bereitwillig jedes Spiel mit und war online stets verfügbar, wenn eine seiner Partnerinnen ein bisschen Action wünschte, aber die persönliche Begegnung anzuregen, das überließ er gewöhnlich den Damen. Diesem Prinzip treu, hatte er dafür gesorgt, dass siebenundzwanzig Super-Highway-Begegnungen

zu siebenundzwanzig ungemein befriedigenden körperlichen Begegnungen im *Comfort Inn* in der Cromwell Road geführt hatten – in kluger Entfernung von seiner Wohnung und beobachtet einzig von einem Nachtportier asiatischer Herkunft, dessen Interesse an Gesichtern weit hinter seiner Leidenschaft für Videos alter BBC-Historienschinken zurückstand. Nur einmal war er zum Opfer eines Cyberstreichs geworden, als ihn bei einer Verabredung statt der Frau, die sich *TrauDich* genannt hatte, zwei pickelige Zwölfjährige, angezogen wie die Kray-Brüder, erwartet hatten. Aber kein Problem. Den beiden hatte er gründlich den Kopf gewaschen, die würden solche Dummheiten wahrscheinlich so bald nicht wieder machen.

Doch *Sahnehöschen* faszinierte ihn. *Hast du Lust?*

Sie hatte es geschafft, ihn beinahe von Anfang an neugierig zu machen. Konnte sie mit dem Körper erfüllen, was ihr Cyberego mit Worten versprach?

Das war ja immer die Frage. Und darüber zu spekulieren und zu fantasieren und sich schließlich die Antwort zu holen war Teil des Spaßes.

Er hatte hart gearbeitet, um *Sahnehöschen* so weit zu bringen, dass sie ein persönliches Treffen vorschlug. Er hatte neue, schwindelnde Höhen sexueller Ausschweifungen mit dieser Frau erklommen. Und um noch originellere Ideen auf dem Gebiet der Sinnenfreude entwickeln zu können, hatte er im Lauf von zwei Wochen gut sechs Stunden lang in den Utensilien der Lust herumgestöbert, die die fensterlosen Geschäfte in der Brewer Street anzubieten hatten. Als er sich dann eines Tages bewusst wurde, dass er auf der täglichen Bahnfahrt in die City anstatt die *Financial Times* zu lesen, die Basislektüre seiner beruflichen Laufbahn, in aufregenden Bildern ihrer beider Körper schwelgte, die sich lustgesättigt und aufs Engste ineinander verschlungen auf der hässlichen Tagesdecke eines Betts im *Comfort Inn* rekelten, wusste er, dass er handeln musste.

Want it 4 real? Hast du Lust auf die Realität?, hatte er ihr schließlich geschrieben. Bist du bereit, etwas zu riskieren? *R U rdy 4 a rsk?*

Sie war bereit gewesen.

Er schlug vor, was er immer vorschlug, wenn eine seiner Cybergespielinnen eine Zusammenkunft wünschte: Drinks im *Valley of*

Kings, leicht zu finden, nur einen Katzensprung vom Sainsbury's in der Cromwell Road entfernt. Sie könnte mit dem eigenen Wagen kommen, per Taxi, Bus oder U-Bahn, ganz nach Belieben. Und sollte man gleich auf den ersten Blick feststellen, dass die Chemie doch nicht stimmte, so konnte man es bei einem schnellen Drink an der Bar bewenden lassen, und nichts für ungut, okay?

Das *Valley of Kings* hatte den gleichen unschätzbaren Vorteil zu bieten wie das *Comfort Inn*: Die Angestellten dort sprachen, wie die der meisten Dienstleistungsunternehmen in London, praktisch kein Englisch und waren unfähig, den einen Engländer vom anderen zu unterscheiden. Er hatte alle siebenundzwanzig seiner Cyberfreundinnen ins *Valley of Kings* geführt, ohne dass die Kellner oder der Barkeeper auch nur mit einem Wimpernzucken Wiedererkennen gezeigt hatten. Er war daher sicher, auch *Sahnehöschen* dorthin führen zu können, ohne befürchten zu müssen, von einem der Angestellten verraten zu werden.

Er erkannte sie sofort, als sie hereinkam, und fand es hoch befriedigend, wieder einmal festzustellen, dass er instinktiv gewusst hatte, wie sie sein würde. Um die fünfundfünfzig, proper, dezent parfümiert: keine dahergelaufene Schlampe, die auf Kohle aus war; keine Straßenschnepfe, die höher hinaus wollte; keine Vorstadtfotze, die in die Stadt gekommen war, weil sie hoffte, einen Kerl zu finden, der ihren Lebensstandard verbessern würde. Nein, sie war genau das, was er vermutet hatte: eine einsame geschiedene Frau, deren Kinder aus dem Haus waren und die sich damit abfinden musste, ungefähr zehn Jahre früher, als sie es sich wünschte, *Oma* genannt zu werden. Sie wollte sich beweisen, dass sie trotz Falten und beginnender Hamsterbäckchen noch immer einen gewissen Sexappeal besaß. Dass er seine eigenen Gründe hatte, sich für sie zu interessieren, obwohl sie gewiss ein Dutzend Jahre älter war als er, spielte keine Rolle. Er war nur zu gern bereit, ihr die Bestätigung zu liefern, die sie suchte.

Und die erhielt sie in Zimmer 109, erster Stock, nur durch eine dünne Wand vom Donnern des Straßenverkehrs getrennt. Ein Zimmer zur Straße – um das er stets mit gedämpfter Stimme bat, bevor er den Zimmerschlüssel holte – schloss von vornherein jede Möglichkeit aus, über Nacht zu bleiben. Niemand, der mit einem

normalen Gehör ausgestattet war, hätte in einem der Zimmer zur Cromwell Road hinaus *schlafen* können, und da eine ganze Liebesnacht mit einer Cyberfrau das Letzte war, wonach ihm der Sinn stand, nutzte er nur zu gern den Straßenlärm, um irgendwann sagen zu können: »Lieber Gott, ist das ein Lärm!«, und damit einen Abgang mit Anstand einzuleiten.

Es war alles gelaufen wie geplant: Nachdem man sich mit Hilfe einiger Drinks körperlich näher gekommen war, hatte man sich ins *Comfort Inn* begeben und dort nach energischem Beischlaf zu beiderseitiger Befriedigung gefunden. In ihren Aktivitäten war *Sahnehöschen* – die es verschämt ablehnte, ihren richtigen Namen zu enthüllen – kaum weniger einfallsreich als mit Worten. Erst nachdem sie gemeinsam sämtliche Stellungen und Spielarten des Geschlechtsverkehrs gründlich erforscht hatten, ließen sie, in Schweiß und diverse andere Körperflüssigkeiten gebadet, voneinander ab. Erschöpft blieben sie auf dem Bett liegen und lauschten dem Donnern der Lastzüge, die die A4 hinauf- und hinunterbrausten.

»Mein Gott, ist das ein Lärm«, stöhnte er. »Ich hätte mir ein besseres Hotel einfallen lassen sollen. Hier werden wir nie zum Schlafen kommen.«

»Oh«, sagte sie brav wie auf Kommando, »keine Sorge! Ich kann sowieso nicht bleiben.«

»Nein?« Bedauernd.

Ein Lächeln. »Nein, so weit hatte ich nicht geplant. Es hätte doch leicht sein können, dass wir beide uns persönlich nicht so gut verstehen wie im Netz. Du weißt schon.«

Und wie er das wusste! Blieb nur eine Frage, als er nach Hause fuhr: Was weiter? Zwei Stunden lang hatten sie es getrieben wie die Biber, hatten es beide ungeheuer genossen und sich mit dem Versprechen getrennt, dass man »in Verbindung« bleiben würde. Aber *Sahnehöschens* Abschiedsumarmung hatte unterschwellig etwas an sich gehabt, das zu ihrer zur Schau getragenen Nonchalance im Widerspruch stand und ihn warnte, lieber eine Weile Abstand zu halten.

Und nach einer langen ziellosen Fahrt durch den Regen, die er brauchte, um sich abzureagieren, beschloss er, genau das zu tun.

Gähnend lenkte er den Wagen in die Straße, in der er wohnte. Nach den körperlichen Anstrengungen des Abends würde er ausgezeichnet schlafen. Durch die Windschutzscheibe blinzelnd, halb eingeschläfert vom eintönigen Surren der Scheibenwischer, fuhr er langsam die Steigung hinauf und setzte mehr aus Gewohnheit als Notwendigkeit den Blinker zum Abbiegen in die Einfahrt zum Haus, als er neben einem Vauxhall Calibra neueren Modells ein vom Regen durchweichtes Kleiderbündel liegen sah.

Er seufzte. Die Leute sind doch wirklich Schweine, dachte er. Werfen ihr Gerümpel einfach auf die Straße, anstatt es zur Kleidersammlung zu geben. Zum Kotzen ist das.

Er wollte schon vorüberfahren, als in dem Wust klatschnasser Lumpen etwas Weißes aufleuchtete, das ihn veranlasste genauer hinzusehen. Ein Strumpf, ein zerfetzter Schal, ein Schlüpfer? Was?

Aber da erkannte er, was es war, und trat schockiert auf die Bremse.

Es war eine Hand, ein Handgelenk, ein kurzes Stück Arm, was sich von dem Schwarz eines Mantels abhob. Eine Schaufensterpuppe, sagte er sich unwirsch zur Selbstberuhigung. Ein geschmackloser Scherz, den sich irgendjemand erlaubt hat. Das Ding ist sowieso zu klein, um ein Mensch zu sein. Und Beine oder ein Kopf sind auch nicht da. Nur dieser Arm.

Aber trotz dieser beruhigenden Überlegungen ließ er sein Fenster herunter. Der Regen schlug ihm ins Gesicht, während er mit zusammengekniffenen Augen das formlose Ding auf dem Boden musterte. Und sah, was noch da war.

Beine. Und ein Kopf. Sie waren nur nicht sofort auf den ersten Blick durch das regenblinde Fenster zu erkennen gewesen, weil der Kopf wie im Gebet tief in den Mantel zurückgezogen war und die Beine bis zum Rumpf unter dem Auto lagen.

Herzinfarkt, sagte er sich, obwohl seine Augen ihm etwas ganz anderes sagten. Aneurisma. Schlaganfall.

Aber was taten die Beine unter dem Auto? Dafür gab es nur eine mögliche Erklärung …

Er griff nach seinem Handy und wählte dreimal die Neun.

Die Grippe hatte Inspector Eric Leach von der Kriminalpolizei schwer erwischt. Er konnte sich vor Gliederschmerzen kaum bewegen. Er hatte einen heißen Kopf und einen rauen Hals und Schüttelfrost. Er hätte sich gleich krank melden sollen, als er den ersten Anflug gespürt hatte, und hätte sich ins Bett legen sollen. Das wäre in zweierlei Hinsicht von Nutzen gewesen: Er hätte den Schlaf nachholen können, den er versäumt hatte, seit er versuchte, sein Leben nach der Scheidung wieder auf die Reihe zu bringen; und er hätte eine gute Entschuldigung gehabt, dem Anruf, der ihn um Mitternacht erreicht hatte, nicht Folge zu leisten. Stattdessen schleppte er sich nun zitternd und zähneklappernd aus seiner spartanisch eingerichteten neuen Wohnung in Regen und Kälte hinaus, wo er sich garantiert eine beidseitige Lungenentzündung holen würde.

Man lernt eben nie aus, dachte er verdrossen. Wenn ich das nächste Mal heirate, bleibe ich verheiratet, verdammt noch mal!

Als er die letzte Linkskurve nahm, sah er weiter vorn schon die blauen Blinklichter der Polizeifahrzeuge. Es war ungefähr zwanzig nach zwölf Uhr nachts, aber die leicht ansteigende Straße vor ihm war taghell erleuchtet von starken Flutlichtern, deren Schein bei jeder Blitzlichtaufnahme des Polizeifotografen noch an Grellheit gewann.

Das nächtliche Treiben vor ihren Häusern hatte die Nachbarn in Scharen ins Freie gelockt, aber weiter als bis zum Rand der Fahrbahn, die auf beiden Seiten mit gelben Plastikbändern abgesperrt war, kamen sie nicht. Hinter den Schranken, die an beiden Straßenenden aufgestellt worden waren, hatte sich bereits eine Meute Pressefotografen eingefunden, diese Geier, die ständig den Polizeifunk abhörten, in der Hoffnung zu erfahren, dass es irgendwo frisches Blut zu fotografieren gab.

Inspector Leach drückte eine Lutschtablette aus der Packung, die er vorsorglich eingesteckt hatte. Er ließ seinen Wagen hinter einem Rettungsfahrzeug stehen, dessen Besatzung in wasserdichte Regenkleidung gehüllt vorn an der Motorhaube lehnte. Die Männer tranken aus einer Thermosflasche Kaffee und taten das mit einer Gemütsruhe, die keinen Zweifel daran ließ, dass ihre Dienste nur noch für eines gebraucht wurden. Leach nickte ihnen zu, als er mit eingezogenem Kopf an ihnen vorübereilte,

zeigte dem langen jungen Constable, der die Aufgabe hatte, die Presse abzuwimmeln, seinen Dienstausweis und ging an der Schranke vorbei auf die kleine Gruppe von Kollegen zu, die weiter die Straße hinauf um ein Auto herumstand.

Hier und dort fing er eine Bemerkung der Gaffer auf, als er die ansteigende Straße hinaufstapfte, meist in ehrfürchtigem Ton gemurmelte Weisheiten über die Gleichgültigkeit, mit der der Tod sich seine Opfer sucht. Aber es fiel auch diese oder jene unüberlegte Beschwerde über den Wirbel, der entstand, wenn ein plötzlicher Todesfall in der Öffentlichkeit polizeiliche Untersuchung erforderte. Und als Leach eine dieser Beschwerden hörte, in dem abfällig nörgelnden Ton gesprochen, den er hasste, machte er auf dem Absatz kehrt und marschierte schnurstracks in Richtung der protestierenden Stimme, die ihre Klage soeben mit den Worten schloss: »…dass man ohne jeden ersichtlichen Grund aus dem Schlaf gerissen wird, nur weil diese Zeitungsschmierer ihre niedrigen Instinkte befriedigen wollen.« Er fand die Nörglerin, eine Schreckschraube mit gemeißeltem Haar und einem gelifteten Gesicht, das durch die Operation nicht schöner geworden war. Sie sagte gerade: »Wenn einen die Gemeindesteuern, die man bezahlt, nicht vor derartigen Störungen schützen –«, als Leach sie mit einem lauten Ruf zum nächststehenden Constable unterbrach.

»Sorgen Sie dafür, dass diese Hexe die Klappe hält«, blaffte er. »Drehen Sie ihr den Kragen um, wenn's nicht anders geht.« Und damit ging er weiter.

Am Unfallort beherrschte im Augenblick der Pathologe die Szene. Unter einem provisorischen Zelt aus Plastikplanen war er, in eine bizarre Kombination aus Tweedhose, Gummistiefeln und Designerregenjacke gekleidet, gerade dabei, die erste Untersuchung der Leiche abzuschließen, und soweit Leach erkennen konnte, hatten sie es entweder mit einem Transvestiten oder einer weiblichen Person unbestimmten Alters zu tun, die schwer verstümmelt war. Die Gesichtsknochen waren zertrümmert; Blut sickerte aus einem Loch, wo einmal ein Ohr gewesen war; nackte Hautstellen auf dem Kopf zeigten, wo das Haar büschelweise herausgerissen worden war; der Kopf lag in natürlichem Winkel, aber unnatürlich verdreht. Es war genau der Anblick, den man sich wünschte, wenn einem vom Fieber sowieso schon übel war.

Der Pathologe Dr. Olav Grotsin schlug sich mit beiden Händen auf die Oberschenkel und stemmte sich in die Höhe. Er zog die Latexhandschuhe aus, warf sie seiner Assistentin zu, und sein Blick fiel auf Leach, der dastand und schaute und sich bemühte, sein Unwohlsein zu ignorieren, während er versuchte, sich ein Bild von dem zu machen, was er sah.

»Sie schauen aus wie Braunbier und Spucke«, sagte Grotsin.

»Was haben wir denn hier?«

»Weibliche Leiche. War vielleicht eine Stunde tot, als ich ankam. Höchstens zwei.«

»Sind Sie sicher?«

»Bezüglich was? Des Geschlechts oder der Zeit?«

»Bezüglich des Geschlechts.«

»Sie hat einen Busen. Verschrumpelt, aber da. Alles Weitere erfahren Sie morgen. Ich schneid sie nicht gern auf offener Straße in Stücke.«

»Was ist passiert?«

»Fahrerflucht. Schwere innere Verletzungen. Ich würde sagen, dass so ziemlich alles zerstört ist, was zerstört werden kann.«

Leach sagte: »Scheiße«, und trat an Grotsin vorbei, um neben der Toten niederzuhocken. Sie lag auf der Seite, den Rücken zur Fahrbahn, nur wenige Zentimeter von der Fahrertür des Calibra entfernt. Der eine Arm war hinter dem Körper verdreht, die Beine steckten unter dem Chassis des Vauxhall. Der Wagen war unberührt, was Leach nicht wunderte. Es war kaum anzunehmen, dass ein Fahrer auf Parkplatzsuche so weit gehen würde, einen auf der Straße liegenden Menschen kurzerhand zu überfahren, um sich einen Platz zu sichern. Er suchte auf dem Leichnam und dem dunklen Regenmantel, den die Tote anhatte, nach Reifenspuren.

»Der Arm ist ausgerenkt«, sagte Grotsin hinter ihm. »Beide Beine sind gebrochen. Und Schaum vorm Mund haben wir auch. Wenn Sie ihren Kopf drehen, sehen Sie's.«

»Der Regen hat ihn nicht weggespült?«

»Der Kopf war geschützt. Er lag unter dem Wagen.«

Geschützt, dachte Leach, ein merkwürdiges Wort in diesem Zusammenhang. Die arme Frau war tot, wer auch immer sie sein mochte. Rötlicher Schaum aus der Lunge konnte heißen, dass sie nicht auf der Stelle tot gewesen war, aber das war ihnen keine

Hilfe und dem unglückseligen Unfallopfer erst recht nicht. Es sei denn, es war jemand auf sie gestoßen, solange sie noch gelebt hatte, und die Sterbende hatte ihm noch etwas sagen können.

Leach richtete sich auf und sagte: »Wer hat es gemeldet?«

»Gleich da drüben, Sir.« Grotsins Assistentin wies mit dem Kopf zur anderen Straßenseite, wo, wie Leach jetzt erst bemerkte, in zweiter Reihe ein Porsche Boxster mit blinkendem Warnlicht geparkt war. Zwei uniformierte Polizeibeamte bewachten das Fahrzeug, und nicht weit entfernt stand unter einem gestreiften Regenschirm ein Mann mittleren Alters, dessen Blick beinahe unablässig voller Nervosität zwischen dem Porsche und der einige Meter entfernt liegenden Leiche hin- und herflog.

Leach machte sich auf den Weg zu dem Sportwagen, um ihn sich näher anzusehen. Wenn der Fahrer, der Wagen und das Opfer zusammengehörten, würden sie nicht viel Arbeit haben, aber schon auf dem Weg zum Wagen war Leach klar, dass das unwahrscheinlich war. Grotsin hatte sicher nicht unbegründet von Fahrerflucht gesprochen.

Dennoch ging Leach aufmerksam um den Porsche herum. Er kauerte vor ihm nieder und musterte prüfend die Vorderfront und die Karosserie. Er prüfte jeden einzelnen Reifen. Er ließ sich auf das regennasse Pflaster hinunter und nahm das Fahrgestell unter die Lupe. Und als er fertig war, beschlagnahmte er den Wagen zur Untersuchung durch die Spurensicherung.

»Also, hören Sie mal! Das ist doch bestimmt nicht nötig«, beschwerte sich der Porschefahrer. »Ich hab doch angehalten! Sobald ich sah – und ich habe es gemeldet. Sie müssen doch einsehen, dass –«

»Das gehört einfach zur Routine«, erklärte Leach dem Mann, dem ein Constable einen Becher Kaffee anbot. »Sie bekommen den Wagen so bald wie möglich wieder zurück. Darf ich um Ihren Namen bitten?«

»Pitchley«, antwortete der Mann. »J. W. Pitchley. Aber im Ernst, das ist ein stinkteurer Wagen, und ich seh keinen Grund – lieber Gott, wenn ich sie angefahren hätte, würde man doch Spuren am Auto sehen.«

»Sie wissen also, dass es sich um eine Frau handelt?«

Pitchley schien verwirrt. »Ich – ich hab's wohl einfach ange-

nommen – ich bin hingegangen – zu ihr, meine ich. Nachdem ich angerufen hatte. Ich bin ausgestiegen und bin hingegangen, weil ich sehen wollte, ob ich was für sie tun kann. Es hätte ja sein können, dass sie noch lebt.«

»Aber sie war tot?«

»Das weiß ich nicht genau. Sie war jedenfalls nicht – ich meine, ich hab gesehen, dass sie bewusstlos war. Sie hat keinen Laut von sich gegeben. Kann sein, dass sie geatmet hat. Aber ich wusste, dass es besser ist, sie nicht anzurühren …« Er trank von seinem Kaffee. Dampf stieg aus dem Becher in die kalte Nachtluft.

»Sie ist arg mitgenommen. Unser Pathologe hat anhand des Busens festgestellt, dass es sich um eine Frau handelt. Wie haben Sie's gemacht?«

Pitchley schien entsetzt über die Unterstellung. Er warf einen Blick über seine Schulter zum Bürgersteig, als fürchtete er, die Gaffer, die immer noch dort standen, könnten sein Gespräch mit dem Polizeibeamten hören und falsche Schlüsse daraus ziehen. »Ich hab überhaupt nichts gemacht!«, sagte er leise. »Mein Gott, was denken Sie denn? Ich hab natürlich gesehen, dass sie unter dem Mantel einen Rock anhatte. Und ihr Haar war länger, als Männer es gewöhnlich tragen –«

»Da, wo's ihr nicht ausgerissen worden ist.«

Pitchley zuckte zusammen, sprach aber weiter. »Als ich den Rock sah, hab ich einfach angenommen, dass es eine Frau ist.«

»Und sie hat dort gelegen, wo sie jetzt liegt? Direkt neben dem Vauxhall?«

»Ja. Genau da. Ich hab sie nicht angerührt.«

»Haben Sie auf der Straße jemanden gesehen? Auf dem Bürgersteig? Vor einer Haustür? An einem Fenster? Ganz gleich, wo.«

»Nein, keine Menschenseele. Ich bin ganz normal hier entlanggefahren, und es war alles menschenleer. Die Frau hätte ich auch nicht gesehen, wenn mir nicht ihre Hand – oder ihr Arm, was Weißes jedenfalls – aufgefallen wäre.«

»Waren Sie allein im Wagen?«

»Ja. Ja, natürlich war ich allein. Ich lebe allein. Da drüben. Ein Stück weiter oben.«

Leach machte sich seine Gedanken angesichts der ungefragt erteilten Auskünfte. »Woher kamen Sie, Mr. Pitchley?«

»Aus South Kensington. Ich habe – ich war dort mit einer Freundin beim Essen.«

»Würden Sie mir den Namen der Freundin nennen?«

»Moment mal, stehe ich hier unter Anklage oder was?« Pitchleys Stimme drückte mehr Empörung als Besorgnis aus. »Wenn man sich nämlich dadurch verdächtig macht, dass man brav die Polizei ruft, wenn man eine Leiche findet, rede ich nur noch mit einem Anwalt an meiner Seite. Hallo, Sie da – seien Sie doch so nett und bleiben Sie von meinem Wagen weg!« Dies war an einen dunkelhäutigen Constable gerichtet, der zusammen mit einigen Kollegen Straße und Bürgersteige absuchte.

Aus der Gruppe, die in der Nähe von Pitchley und Leach arbeitete, kam eine Beamtin mit einer Damenhandtasche in den latexgeschützten Händen im Laufschritt auf Leach zu. Der zog selbst Handschuhe über und entfernte sich von Pitchley, nachdem er ihn angewiesen hatte, einem der Beamten, die seinen Wagen bewachten, seine Adresse und Telefonnummer zu hinterlassen. Er traf in der Mitte der Straße mit der Beamtin zusammen und nahm die Handtasche entgegen.

»Wo haben Sie sie gefunden?«

»Da hinten, ungefähr zehn Meter zurück. Unter dem Auto da, dem Montego. Schlüssel und Geldbörse sind drin. Ausweis auch, und Führerschein.«

»Ist sie von hier?«

»Aus Henley«, antwortete die Beamtin.

Leach öffnete die Handtasche, kramte den Schlüsselbund heraus und reichte ihn der Beamtin. »Prüfen Sie mal, ob einer davon zu einem Auto hier in der Gegend passt«, sagte er kurz, und während sie sich auf den Weg machte, um dem Befehl nachzukommen, nahm er die Geldtasche heraus und klappte sie auf, um sich den Ausweis anzusehen.

Nichts rührte sich bei ihm, als er den Namen las. Später fragte er sich, wieso es nicht augenblicklich gefunkt hatte. Aber er fühlte sich zu diesem Zeitpunkt so zerschlagen, dass er sich erst noch die Organspendekarte ansehen und den Namen auf den Schecks lesen musste, bevor er begriff, wer die Frau war.

Er sah von der Handtasche in seinen Händen zu dem zerschundenen Leichnam hinunter, der wie ein Bündel weggeworfener

Lumpen auf der Straße lag, und sagte erschüttert: »Mein Gott, Eugenie! Es ist Eugenie.«

Am anderen Ende der Stadt stimmte Constable Barbara Havers tapfer in den Jubelgesang der anderen Partygäste ein und fragte sich, wie viele solcher Hymnen sie noch würde über sich ergehen lassen müssen, ehe sie sich mit Anstand aus dem Staub machen konnte. Die nächtliche Stunde war es nicht, die ihr zu schaffen machte. Zwar würde es ihren Schönheitsschlaf kritisch verkürzen, wenn sie nicht bald ins Bett kam, da aber selbst ein Dornröschenschlaf an ihrer äußeren Erscheinung nichts hätte retten können, lebte sie ganz gut in dem Wissen, dass sie von Glück sagen konnte, wenn sie vier Stunden Schlaf bekam. Nein, was ihr zu schaffen machte, war die Frage, *warum* man sie und ihre Kollegen von New Scotland Yard in diesem überheizten Haus in Stamford Brook zusammengepfercht hatte und seit nunmehr fünf Stunden hier festhielt.

Natürlich war der fünfundzwanzigste Hochzeitstag ein Grund zum Feiern. Die Paare ihrer Bekanntschaft, die diesen Meilenstein auf dem holprigen Weg der Ehe erreicht hatten, konnte sie an den Fingern einer Hand abzählen. Aber das Paar, um das es hier ging, erschien ihr irgendwie seltsam, als wäre etwas nicht echt. Vom ersten Moment an, als sie das Wohnzimmer betreten hatte, wo gelbes Krepppapier und grüne Ballons nur notdürftig eine Schäbigkeit vertuschten, die mehr mit Gleichgültigkeit als mit Armut zu tun hatte, war sie den Eindruck nicht losgeworden, dass das Jubelpaar und die versammelten Gäste alle in einem Familiendrama mitspielten, für das man ihr – Barbara – keinen Text gegeben hatte.

Anfangs redete sie sich ein, dieses Außenseitergefühl rühre daher, dass sie ungewohnterweise zusammen mit ihren Vorgesetzten feierte, von denen einer sie vor knapp drei Monaten vor dem beruflichen Absturz gerettet hatte, während der andere ihr am liebsten höchstpersönlich den tödlichen Tritt gegeben hätte. Später sagte sie sich, ihr Unbehagen sei darauf zurückzuführen, dass sie wie immer ohne Begleitung auf der Party erschienen war, während alle anderen jemanden mitgebracht hatten. Selbst Constable Winston Nkata, der ihr unter den Kollegen der Liebste war,

war mit seiner Mutter gekommen, einer großen imposanten Frau, die in den lebhaften Farben ihrer karibischen Heimat gekleidet war. Am Ende diagnostizierte sie die simple Tatsache, dass andere einen Partner hatten, mit dem sie den Hochzeitstag feiern konnten, und sie nicht, als Quelle ihres Missbefindens und schimpfte sich angewidert einen gemeinen Neidhammel.

Aber nicht einmal diese Erklärung hielt genauerer Prüfung stand. Normalerweise fiel es Barbara nicht ein, Energie an Gefühle wie Neid und Eifersucht zu verschwenden. Zwar wären solche negativen Regungen gerade an diesem Abend verständlich gewesen: Auf allen Seiten umgaben sie heiter schwatzende Paare und Grüppchen – Ehepaare, Eltern mit ihren Kindern, Freundescliquen, Liebespaare –, während sie selbst ohne Kind und Kegel dastand und nicht hoffen konnte, dass sich an dieser Situation etwas ändern würde. Aber nachdem sie sich in bewährter Reaktion auf diese Lage der Dinge mit Köstlichkeiten vom Büfett abgelenkt hatte, war sie sehr schnell dazu übergegangen, mit Dankbarkeit die vielen Freiheiten zu bedenken, die sie sich, ungebunden wie sie war, erlauben konnte, und alle beunruhigenden Gefühle, die ihren Seelenfrieden zu stören drohten, rigoros zu verscheuchen.

Dennoch war sie längst nicht so guter Dinge, wie sie auf so einer Party hätte sein können, und als das Jubelpaar mit vereinten Händen ein Riesenmesser ergriff und einer Torte zu Leibe rückte, die mit Marzipanrosen und Zuckerherzen und den Worten *Viel Glück, Malcolm und Frances* verziert war, sah Barbara verstohlen in die Runde, um festzustellen, ob außer ihr noch jemand sich mehr für die Uhrzeit interessierte als für die Feier. Nein. Die Aufmerksamkeit aller Gäste war auf Superintendent Malcolm Webberly und seine Ehefrau Frances gerichtet.

Barbara war Webberlys Frau vor diesem Abend nie begegnet, und während sie jetzt zusah, wie diese ihrem Mann einen Bissen Torte in den Mund schob und dann lachend einen von ihm entgegennahm, wurde ihr bewusst, dass sie den ganzen Abend lang jeden Kontakt zu Frances Webberly gemieden hatte. Miranda, die Tochter des Hauses, die für diesen Abend in die Rolle der Gastgeberin geschlüpft war, hatte sie miteinander bekannt gemacht, und sie hatten ein paar höfliche Worte gewechselt, wie das die

Form gebot. *Wie lange arbeiten Sie schon mit meinem Mann zusammen?* und *Finden Sie die Arbeit in einem Beruf, wo man rundherum mit Männern in Konkurrenz ist, nicht schwierig?* und *Was hat Sie denn bewogen, zur Mordkommission zu gehen?* Während des ganzen Gesprächs hatte Barbara nur gewünscht, Frances entkommen zu können, obwohl diese durchaus freundlich gewesen war und sie mit ihren vergissmeinnichtblauen Augen herzlich angestrahlt hatte.

Aber vielleicht war es gerade der Blick dieser Augen, der bei ihr Unbehagen hervorrief, der Blick und das, was sich hinter ihm verbarg: ein Gefühl, eine Unruhe, etwas, das spürbar nicht so war, wie es sein sollte.

Aber was genau dieses Etwas war, hätte Barbara nicht sagen können. Sie widmete sich also den, wie sie aus tiefstem Herzen hoffte, letzten Momenten der Party und applaudierte mit den anderen, nachdem die letzten Takte der Gratulationshymne verklungen waren.

»Jetzt verratet uns mal, wie ihr es geschafft habt!«, rief jemand aus der Menge, als Miranda Webberly herankam, um ihre Eltern beim Tortenschneiden abzulösen.

»Indem wir keine großen Erwartungen hatten«, antwortete Frances Webberly prompt und umfasste mit beiden Händen den Arm ihres Mannes. »Das musste ich schon zeitig lernen, nicht wahr, Schatz? Nichts zu erwarten, meine ich. Und es war gut so. Das Einzige, was ich nämlich durch diese Ehe *gewonnen* habe – abgesehen von meinem Malcolm natürlich –, sind die fünf Kilo, die ich nach der Schwangerschaft mit Randie nie wieder losgeworden bin.«

Die Gäste stimmten in ihr herzliches Gelächter ein. Miranda senkte nur den Kopf und fuhr fort, die Torte aufzuschneiden.

»Das scheint mir doch ein gutes Geschäft gewesen zu sein«, bemerkte Helen Lynley, die Frau von Barbaras direktem Vorgesetzten, Inspector Thomas Lynley. Sie hatte eben einen Teller mit Torte von Miranda entgegengenommen und tätschelte dem jungen Mädchen liebevoll die Schulter.

»Sie sagen es«, stimmte Superintendent Webberly zu. »Wir haben die beste Tochter der Welt.«

»Sie haben natürlich ganz Recht«, sagte Frances mit einem Lächeln zu Helen. »Ohne Randie wäre ich verloren. Aber warten Sie

nur, Gräfin, wenn erst für Sie die Zeit kommt, wo Sie dick und schwerfällig werden, dann werden Sie wissen, wovon ich spreche. Lady Hillier, ein Stück Torte?«

Das ist es, dachte Barbara. Das ist es, was nicht stimmt. Gräfin und Lady! Total daneben von Frances Webberly, mit diesen Titeln um sich zu werfen! Helen Lynley machte von ihrem Titel niemals Gebrauch und hätte sich genau wie ihr Mann, der nicht nur Inspector der Kriminalpolizei bei New Scotland Yard war, sondern auch ein waschechter Graf alten Geschlechts, lieber die Zunge abgebissen, als auf ihre adelige Abstammung hinzuweisen. Und Lady Hillier war zwar die Ehefrau von Assistant Commissioner Sir David Hillier – der wiederum keine Gelegenheit ausließ, um jeden, der es hören wollte, wissen zu lassen, dass er geadelt worden war –, aber sie war außerdem Frances Webberlys leibliche Schwester, und wenn Frances sie so förmlich anredete, wie sie es den ganzen Abend getan hatte, dann erschien das beinahe wie ein bewusstes Bemühen, Unterschiede zwischen den beiden hervorzuheben, die sonst ganz sicher unbeachtet geblieben wären.

Alles höchst seltsam, dachte Barbara. Sehr merkwürdig. Irgendwie – bizarr.

Sie beschloss, sich ein wenig zu Helen zu gesellen, von der die Gesellschaft abgerückt zu sein schien, seit Frances Webberly sie mit *Gräfin* tituliert hatte. Sie stand ganz allein da mit ihrem Kuchenteller in der Hand. Ihrem Mann fiel es offenbar gar nicht auf – typisch Mann –, er war im Gespräch mit zwei Kollegen, Inspector Angus MacPherson, der seine Gewichtsprobleme bekämpfte, indem er ein Stück Torte von der Größe eines Schuhkartons vertilgte, und Inspector John Stewart, der mit zwanghafter Pedanterie die Kuchenkrümel auf seinem Teller zu einem Muster anordnete, das einem Union Jack glich. Barbara beschloss also, Helen aus der Isolation zu retten.

»Und – sind Euer Durchlaucht angetan von den Festivitäten des Abends?«, fragte sie mit leiser Ironie, als sie bei Helen angekommen war. »Oder haben die Untertanen nicht genug gekatzbuckelt?«

»Barbara! Benehmen Sie sich!«, sagte Helen tadelnd, aber sie lachte dabei.

»Das kann ich nicht. Ich hab einen Ruf zu verteidigen.« Bar-

bara nahm dankend ein Stück Torte entgegen und machte sich mit Genuss darüber her. »Euer Schlankheit sollten wenigstens *versuchen*, sich uns anzugleichen und ein wenig in die Breite zu gehen. Haben Sie mal dran gedacht, Querstreifen zu tragen?«

»Hm, da wäre die Tapete, die ich für das Gästezimmer gekauft habe«, meinte Helen nachdenklich. »Die ist zwar längs gestreift, aber ich könnte sie ja quer verarbeiten.«

»Das schulden Sie uns anderen Frauen einfach. Neben Ihnen sehen wir alle wie Elefantinnen aus. Wie schaffen Sie es nur, allen Versuchungen zum Trotz Ihr Gewicht unverändert zu bewahren?«

»Lange wird mir das wahrscheinlich nicht mehr gelingen«, sagte Helen.

»Na, also da würde ich keine fünf Pfund drauf –« Barbara registrierte plötzlich, was Helen gesagt hatte, sah sie erstaunt an und bemerkte das ungewohnt verschämte Lächeln.

»Himmel und Hölle!«, sagte sie beinahe ehrfürchtig. »Sie sind wirklich … Ich meine, Sie und der Inspector …? Mann, das ist echt Spitze!« Sie sandte einen Blick durchs Zimmer zu Lynley, der, den blonden Kopf leicht zur Seite geneigt, konzentriert irgendeiner Geschichte zuhörte, die Angus MacPherson ihm gerade erzählte. »Der Inspector hat kein Wort davon gesagt.«

»Wir haben es erst diese Woche erfahren. Es weiß noch keiner. Wir fanden es so am besten.«

»Ach so. Hm. Ja.« Barbara wusste nicht, was sie davon halten sollte, dass Helen Lynley sie soeben ins Vertrauen gezogen hatte. Plötzliche Wärme überflutete sie, und sie musste gegen einen Kloß im Hals kämpfen. »Also, das ist echt toll. Ich gratuliere! Keine Angst, Helen, ich werd das Kind nicht aus dem Sack lassen, solange Sie es nicht wollen.«

Während sie beide noch über das kleine Wortspiel lachten, sah Barbara eine der Frauen vom Partyservice mit einem schnurlosen Telefon in der Hand aus der Küche kommen.

»Ein Anruf für den Superintendent«, verkündete sie in bedauerndem Ton und fügte »Tut mir Leid« hinzu, als meinte sie, sie hätte den Anruf irgendwie verhindern können.

»Oho, hier kommt der Verdruss«, brummte Angus MacPherson, und Frances rief: »Um diese Zeit? Malcolm, du kannst doch jetzt nicht…«

Unter den Gästen entstand teilnehmendes Gemurmel. Sie wussten alle aus eigener direkter oder indirekter Erfahrung, was so ein Anruf nachts um ein Uhr bedeutete. Und natürlich wusste es auch Webberly. Er sagte: »Kann man nicht ändern, Frances«, und tätschelte ihr kurz die Schulter, bevor er sich das Telefon geben ließ.

Es wunderte Thomas Lynley nicht, dass der Superintendent sich bei seinen Gästen entschuldigte und mit dem Hörer am Ohr die Treppe hinaufging. Es wunderte ihn jedoch, wie lange sein Chef fort blieb. Es vergingen mindestens zwanzig Minuten, und in dieser Zeit aßen die Gäste ihren Kuchen auf, tranken den letzten Schluck Kaffee und begannen von Aufbruch zu sprechen. Frances Webberly protestierte mit nervösen Blicken zur Treppe. Sie könnten doch nicht einfach so gehen, sagte sie, bevor Malcolm Gelegenheit hätte, sich bei ihnen für ihr Kommen zu bedanken. Wollten sie nicht wenigstens auf Malcolm warten?

Über den wahren Grund für ihre hochgradige Nervosität sagte sie nichts. Wenn die Gäste wirklich gingen, bevor ihr Mann sein Telefongespräch beendet hatte, verlangte die Höflichkeit, dass Frances die Leute, die mit ihr und ihrem Mann zusammen gefeiert hatten, zum Abschied in den Garten hinausbegleitete. Aber das konnte sie nicht. Malcolm hatte mit den wenigsten seiner Kollegen je darüber gesprochen, aber Frances hatte seit mehr als zehn Jahren das Haus nicht mehr verlassen.

»Phobien«, hatte er einmal beinahe beiläufig zu Lynley gesagt, als die Rede auf seine Frau gekommen war. »Mit kleinen Dingen, die mir zunächst gar nicht auffielen, fing es an. Und als ich dann aufmerksam wurde, war es bereits so weit, dass sie den ganzen Tag nur im Schlafzimmer saß. In eine Wolldecke gewickelt! Guter Gott, man stelle sich das vor!«

Die Geheimnisse, mit denen Menschen leben, dachte Lynley, während er Frances beobachtete, wie sie mit einer Heiterkeit, die etwas Schrilles hatte, einem Hauch grimmer Entschlossenheit und ängstlichen Eifers zwischen ihren Gästen herumschwirrte. Randie hatte ihre Eltern mit einer Jubiläumsfeier in einem Restaurant in der Nähe überraschen wollen, wo mehr Platz gewesen wäre und die Gäste hätten tanzen können. Aber in Anbetracht von Frances' Zustand war das nicht möglich gewesen, und man

hatte sich darauf beschränken müssen, zu Hause zu feiern, in dem ziemlich verwahrlosten alten Haus in Stamford Brook.

Webberly kam schließlich wieder herunter, als die Gäste schon im Aufbruch waren, zur Tür geleitet von seiner Tochter, die mit einem Arm ihre Mutter umschlungen hielt. Es war eine liebevolle Geste von Randie, die einerseits Frances Sicherheit geben, andererseits verhindern sollte, dass diese in Panik von der offenen Tür floh.

»Ihr geht doch noch nicht?«, rief Webberly mit dröhnender Stimme von der Treppe herab. Er hatte sich eine Zigarre angezündet, von der eine dicke blaue Wolke zur Zimmerdecke aufstieg. »Die Nacht ist noch jung.«

»Die Nacht ist der Morgen«, entgegnete Laura Hillier. Sie tätschelte ihrer Nichte liebevoll die Wange. »Das war wirklich ein schönes Fest, Randie. Deine Eltern können stolz auf dich sein.« Hand in Hand mit ihrem Mann trat sie ins Freie hinaus, wo es endlich aufgehört hatte zu regnen.

Assistant Commissioner Hilliers Abgang wirkte wie ein Signal, und nun begann die Gesellschaft, sich endgültig aufzulösen. Lynley wartete mit Helen zusammen nur noch auf den Mantel seiner Frau, der irgendwo im oberen Stockwerk ausgegraben werden musste, als Webberly zu ihm trat und leise sagte: »Bleiben Sie noch einen Moment, Tommy. Wenn es Ihnen recht ist.«

Webberlys Gesicht hatte einen angespannten Zug, der Lynley veranlasste, ohne Zögern »natürlich, gern« zu sagen, während Helen neben ihm spontan rief: »Frances, haben Sie nicht zufällig Ihre Hochzeitsbilder in der Nähe? Ich fahre erst nach Hause, wenn ich Sie an Ihrem schönsten Tag gesehen habe.«

Lynley warf ihr einen dankbaren Blick zu.

Zehn Minuten später war das Haus leer, und während Helen sich mit Frances Webberly Fotos ansah und Miranda den Leuten vom Partyservice beim Aufräumen half, zogen sich Lynley und Webberly ins Arbeitszimmer zurück, einen engen kleinen Raum, in dem selbst das spärliche Inventar – Schreibtisch, Sessel, Bücherregale – kaum Platz hatte.

Vielleicht aus Rücksicht auf Lynley ging Webberly zum Fenster und öffnete es, um den Rauch seiner Zigarre hinauszulassen. Kalte, regenschwere Herbstluft strömte ins Zimmer.

»Setzen Sie sich, Tommy.« Webberly selbst blieb am Fenster stehen, ein Schatten jenseits des Lichts, das von der Deckenlampe herabfiel, und kaute auf der Unterlippe, als wüsste er nicht recht, wie er in Worte fassen sollte, was er zu sagen hatte. Lynley wartete schweigend.

Draußen auf der Straße krachte die Gangschaltung eines Autos, drinnen im Haus wurden knallend Küchenschränke zugeschlagen. Die Geräusche schienen Webberly aus seiner Unschlüssigkeit zu reißen. Er blickte auf und sagte: »Das war eben ein Kollege namens Leach am Telefon. Wir waren früher Partner. Ich hatte ihn seit Jahren nicht mehr gesprochen. Es ist schon traurig, wenn man sich so aus den Augen verliert. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber es ist so.«

Lynley war klar, dass Webberly ihn nicht zu bleiben gebeten hatte, um ihm melancholische Vorträge über den Zustand einer alten Freundschaft zu halten. Dazu war Viertel vor zwei Uhr nachts weiß Gott nicht die geeignete Zeit. Aber um dem Mann, mit dem er schon so lange zusammenarbeitete, das Reden zu erleichtern, sagte er: »Ist Leach noch bei der Polizei, Sir? Ich glaube, ich kenne ihn nicht.«

»Nordwest-London«, erwiderte Webberly. »Er und ich haben vor zwanzig Jahren zusammengearbeitet.«

»Ah.« Lynley rechnete. Webberly wäre damals fünfunddreißig gewesen, das hieß, dass er von seiner Dienstzeit in Kensington sprach. »Kripo?«, fragte er.

»Er war mein Sergeant. Er ist jetzt in Hampstead Leiter der Mordkommission. Inspector Eric Leach. Ein guter Mann. Ein sehr guter Mann.«

Lynley betrachtete Webberly nachdenklich: das dünne, von Grau durchzogene, blonde Haar hastig über die Stirn gebürstet; der von Natur aus frische rosige Teint blass, der Kopf halb gesenkt, als drückte eine allzu schwere Last auf seinen Schultern. Ein Gesamtbild, das nur eine Erklärung zuließ – schlechte Nachrichten.

Ohne aus dem Schatten zu treten, sagte Webberly: »Er bearbeitet einen Fall von Fahrerflucht in West Hampstead. Darum hat er angerufen. Die Geschichte ist heute Abend um zehn oder elf Uhr passiert. Das Opfer ist eine Frau.« Er hielt inne, schien auf eine

Reaktion von Lynley zu warten. Als Lynley sich mit einem kurzen Nicken begnügte – Fahrerflucht kam in einer Großstadt, wo Ausländer leicht vergaßen, auf welcher Straßenseite sie zu fahren hatten, in welche Richtung sie zu schauen hatten, wenn sie zu Fuß gingen, erschreckend häufig vor –, senkte Webberly den Blick auf seine Zigarre und räusperte sich. »Nach Lage der Dinge vermuten die Kollegen von der Spurensicherung, dass jemand sie zunächst angefahren und danach bewusst noch einmal *über*fahren hat; dass der Betreffende dann ausgestiegen ist, den Leichnam an den Straßenrand gezerrt hat und weggefahren ist.«

»O Gott«, murmelte Lynley.

»Ihre Handtasche wurde ganz in der Nähe gefunden. Mit Schlüsseln und Ausweispapieren. Und ihr Auto war auch nicht weit weg in derselben Straße abgestellt. Auf dem Beifahrersitz lagen ein Londoner Stadtplan und ein Zettel mit einer Wegbeschreibung zu der Straße, in der sie getötet wurde. Eine Adresse war auch dabei: Crediton Hill zweiunddreißig.«

»Und wer wohnt dort?«

»Der Mann, der die Frau gefunden hat, Tommy. Er fuhr ganz zufällig keine Stunde nach dem ›Unfall‹ durch eben diese Straße.«

»Hat er die Frau bei sich zu Hause erwartet? War er mit ihr verabredet?«

»Soweit wir wissen, nicht, aber wir wissen bis jetzt noch nicht viel. Leach sagte, der Bursche machte ein Gesicht, als hätte er in eine Zitrone gebissen, als sie ihm mitteilten, dass die Frau einen Zettel mit seiner Adresse in ihrem Wagen liegen hatte. Er sagte angeblich nur: ›Das ist ausgeschlossen‹, und rief dann sofort seinen Anwalt an.«

Was natürlich sein gutes Recht war, wenn auch etwas verdächtig als erste Reaktion auf die Nachricht, dass man bei der Toten seine Adresse gefunden hatte.

Aber Lynley verstand noch immer nicht, wieso dieser Fall von Fahrerflucht, so merkwürdig die Umstände seiner Entdeckung waren, für Inspector Leach Anlass gewesen waren, Webberly noch nachts um ein Uhr anzurufen, und wieso Webberly sich bemüßigt fühlte, ihm – Lynley – jetzt von diesem Anruf zu berichten.

»Sir«, sagte er, »fühlt Inspector Leach sich mit diesem Fall aus

irgendeinem Grund überfordert? Läuft es bei der Mordkommission Hampstead nicht so, wie es laufen sollte?«

»Sie wollen wissen, warum er angerufen hat? Und warum ich jetzt Ihnen mit der Sache komme?« Webberly ließ sich schwer in den Sessel hinter seinem Schreibtisch fallen und sagte, ohne auf Lynleys Antwort zu warten: »Wegen der Frau, die bei dem Unfall ums Leben kam, Tommy. Es ist Eugenie Davies, und ich möchte, dass Sie sich zusammen mit Leach um den Fall kümmern. Ich werde Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um herauszubekommen, was ihr zugestoßen ist. Das war Leach sofort klar, als er sah, wer sie war.«

Lynley runzelte die Stirn. »Und wer war sie?«

»Wie alt sind Sie, Tommy?«

»Siebenunddreißig, Sir.«

Webberly seufzte. »Dann sind Sie wohl zu jung, um die Geschichte zu kennen.«

Gideon

23. August

Mir gefiel die Art nicht, wie Sie mir die Frage stellten, Dr. Rose. Ich fühlte mich beleidigt, sowohl von Ihrem Ton als auch von der subtilen Intention Ihrer Frage. Sagen Sie jetzt bitte nicht, es hätte da nichts Subtiles gegeben; ich bin kein Idiot. Und erzählen Sie mir nichts von der »tatsächlichen Bedeutung« dessen, was der Patient in Ihre Worte hineinliest. Ich weiß, was ich gehört habe, ich weiß, was geschehen ist, und ich kann beides für Sie in einem Satz zusammenfassen: Sie lasen, was ich geschrieben hatte, entdeckten eine Lücke in der Geschichte und stürzten sich darauf wie ein Ankläger, der nur eines im Sinn hat – den Verdächtigen zu überführen.

Lassen Sie mich wiederholen, was ich bereits während unserer Sitzung sagte: Ich erwähnte meine Mutter deshalb erst in diesem letzten Satz, weil ich die Aufgabe erfüllen wollte, die Sie mir gestellt hatten, nämlich niederzuschreiben, woran ich mich erinnere. Was ich schrieb, das schrieb ich so, wie es mir in den Sinn kam. Und meine Mutter kam mir ganz einfach nicht vor diesem Zeitpunkt in den Sinn: dem Tag, an dem Raphael Robson mein Lehrer und Tutor wurde.

Aber das italienisch-griechisch-portugiesisch-spanische junge Mädchen, das *kam* Ihnen in den Sinn?, fragen Sie mit dieser unerträglichen Milde und Gelassenheit, die Sie kultivieren.

Ganz recht, ja, das Mädchen kam mir in den Sinn. Und was ist daraus nun zu schließen? Dass ich eine bisher unerwähnte Affinität zu portugiesisch-spanisch-italienisch-griechischen Frauen habe, meiner bisher verleugneten Dankesschuld an eine junge Frau ohne Namen entsprungen, die mich unwissentlich auf den Weg zum Erfolg geführt hat? Ist es so, Dr. Rose?

Ah, ich verstehe. Sie geben mir keine Antwort. Sie halten, im Sessel Ihres Vaters verschanzt, sicheren Abstand und betrachten

mich mit Ihrem seelenvollen Blick, und ich soll diese Distanz zwischen uns als den Bosporus betrachten, der darauf wartet, von mir durchschwommen zu werden. Ich soll gewissermaßen den Sprung in die Gewässer der Wahrheit tun. Als spräche ich nicht die Wahrheit.

Sie war da. Natürlich war meine Mutter da. Und wenn ich anstelle meiner Mutter das italienische Mädchen erwähnte, dann aus dem einfachen Grund, weil die Italienerin – und warum, verflixt noch mal, kann ich mich nicht an ihren Namen erinnern? – in der Gideon-Legende eine Rolle spielt und meine Mutter nicht. Ich glaubte, Sie hätten mir aufgetragen, niederzuschreiben, woran ich mich erinnere, und dabei bis zu meiner frühesten Erinnerung zurückzugehen. Wenn das nicht Ihr Auftrag war, wenn Sie vielmehr wünschten, ich würde Ihnen die entscheidenden Details einer Kindheit auftischen, die großenteils Erfindung ist, aber so sauber und steril aufbereitet, dass Sie identifizieren und etikettieren können, wo und was Sie wollen –

O ja, ich bin wütend, Sie brauchen mich gar nicht erst darauf hinzuweisen. Weil ich nämlich nicht einsehe, was meine Mutter, eine Analyse meiner Mutter oder auch nur ein oberflächliches Gespräch über meine Mutter mit dem zu tun haben soll, was in der Wigmore Hall geschehen ist. Und das ist schließlich der Grund, warum ich Sie aufgesucht habe, Dr. Rose. Das wollen wir doch nicht vergessen. Ich habe mich bereit erklärt, diese Prozedur mitzumachen, weil ich dort, in der Wigmore Hall, vor einem Publikum, das eine Menge Geld bezahlt hatte, um das East London Conservatory zu unterstützen – das ich übrigens selbst regelmäßig unterstütze –, auf die Bühne trat, meine Violine hob, meinen Bogen zur Hand nahm, wie gewohnt die Finger meiner linken Hand lockerte, dem Pianisten und dem Cellisten zunickte und – nicht spielen konnte. Mein Gott, können Sie sich überhaupt vorstellen, was das bedeutet?

Das war kein Lampenfieber, Dr. Rose, und auch keine vorübergehende Blockierung wegen eines bestimmten Musikstücks, das ich übrigens vor dem Auftritt zwei Wochen lang geprobt hatte. Es war ein vollständiger und demütigender Verlust der Fähigkeit zu spielen. Nicht nur war die Erinnerung an die Musik aus meinem Gehirn gelöscht, ich wusste plötzlich auch nicht mehr, wie man

spielt – geschweige denn, wie man lebt. Ebenso gut hätte ich nie eine Geige in der Hand gehalten haben können oder die letzten einundzwanzig Jahre meines Lebens irgendwo im stillen Kämmerlein verbracht haben können, statt vor Publikum zu spielen.

Sherill begann mit dem Allegro. Ich hörte es, und es sagte mir nichts. Dann kam die Stelle, wo ich mit der Geige hätte einsetzen müssen – nichts. Ich wusste weder, *was* ich zu tun noch *wann* ich es zu tun hatte. Ich war, wie einst Lots Weib, buchstäblich zur Salzsäule erstarrt.

Sherill sprang für mich ein. Er *improvisierte* – bei Beethoven! Er führte mit seinen Improvisationen zu der Stelle zurück, an der mein Einsatz hätte kommen müssen. Wieder nichts! Nur Stille. Ein Vakuum. Und die Stille toste in meinem Kopf wie ein Orkan.

Als das geschah, rannte ich von der Bühne, blindlings und am ganzen Körper zitternd, stürzte ich hinaus. Mein Vater erwartete mich im grünen Zimmer und rief: »Was ist, Gideon? Um Gottes willen! Was ist?« Keinen Schritt hinter ihm war Raphael.

Ich warf ihm noch meine Geige in die Hände, bevor ich zusammenbrach. Aufgeregtes Gemurmel rundherum, die Stimme meines Vaters, der sagte: »Es ist diese Frau, diese verwünschte Person, richtig? Das haben wir *ihr* zu verdanken. Verdammt noch mal, reiß dich zusammen, Gideon. Du hast Verpflichtungen.«

Und Sherill, der gleich nach mir die Bühne verlassen hatte, fragte: »Gid? Was ist denn los? Sind dir die Nerven durchgegangen? Mist, das passiert schon mal.«

Raphael legte meine Geige auf den Tisch und sagte: »Ach Gott, ich habe immer befürchtet, dass so etwas einmal passieren würde.« Wie die meisten Menschen dachte er an sich selbst, an seine zahllosen fehlgeschlagenen Versuche, es seinem Vater und seinem Großvater gleichzutun und öffentlich aufzutreten. Alle aus seiner Familie können auf große musikalische Karrieren verweisen, nur der arme, ewig schwitzende Raphael nicht, und ich vermute, er hat insgeheim nur darauf gewartet, dass endlich die Katastrophe über mich hereinbrechen und uns beide zu Brüdern im Unglück machen würde. Er warnte unermüdlich vor den Gefahren einer Blitzkarriere, als nach meinem ersten öffentlichen Konzert, bei dem ich sieben Jahre alt war, mein Stern aufging und

bald viele andere überstrahlte. Offensichtlich ist er der Ansicht, dass ich jetzt den Lohn für diesen rasanten Aufstieg ernte.

Aber was ich da zunächst auf der Bühne vor dem Publikum erlebte und danach im grünen Zimmer, das war keine Nervenkrise, Dr. Rose, das war etwas wie ein Ende, so umfassend und unabänderlich fühlte es sich an. Und das Merkwürdige war, dass ich zwar alle Stimmen hörte – die meines Vaters, Raphaels, Sherills –, aber dabei nur ein weißes Licht sah, das auf eine blaue, blaue Tür fiel.

Habe ich eine »Episode«, Dr. Rose, wie mein Großvater? Habe ich eine Episode, die ein Aufenthalt auf dem Land kurieren kann? Bitte, Sie müssen es mir sagen! Denn ich mache nicht Musik, ich *bin* die Musik, und wenn ich sie nicht mehr habe – den Klang, die reine Erhabenheit des Klangs –, bin ich nichts als eine leere Hülse.

Und nun sagen Sie mir, was es für eine Rolle spielt, dass ich bei dem Bericht über meine Einführung in die Musik meine Mutter nicht erwähnte! Es war eine Unterlassung von »Schall und Wahn«, und es wäre klug von Ihnen, ihr die entsprechende Bedeutung zuzumessen. Aber jetzt wäre es Absicht, sie unerwähnt zu lassen, entgegnen Sie. Und sagen: Erzählen Sie mir von Ihrer Mutter, Gideon.

25. August

Sie ist arbeiten gegangen. In meinen ersten vier Lebensjahren war sie immer und zuverlässig da, aber als sich zeigte, dass sie ein Kind von außergewöhnlicher Begabung hatte, die Förderung verdiente, was nicht nur Zeit, sondern auch sehr viel Geld kosten würde, suchte sie sich Arbeit, um die finanzielle Last mitzutragen. Ich war von da an meiner Großmutter anvertraut – wenn ich nicht Geige übte, bei Raphael Stunden hatte, die Plattenaufnahmen anhörte, die er mir mitbrachte, oder in seiner Begleitung Konzerte besuchte –, aber mein Leben hatte sich seit dem Tag, an dem ich zum ersten Mal die Musik am Kensington Square hörte, so grundlegend verändert, dass ich meine Mutter kaum vermisste. Vor dieser Zeit jedoch, daran erinnere ich mich genau, pflegte ich

sie beinahe jeden Tag, so scheint es mir jedenfalls, in die Frühmesse zu begleiten.

Eine Nonne aus dem Kloster bei uns am Platz, mit der sie sich angefreundet hatte, machte es möglich, dass meine Mutter täglich die Morgenmesse besuchen durfte, die eigentlich nur für die Nonnen gelesen wurde. Ich muss dazu sagen, dass meine Mutter zum Katholizismus übergetreten war, wobei ich nicht weiß, ob dies infolge einer echten Bekehrung zu einer anderen Glaubenslehre geschah oder als Ohrfeige für ihren Vater gedacht war, der anglikanischer Geistlicher und, soweit ich gehört habe, kein besonders angenehmer Zeitgenosse gewesen war. Mehr weiß ich über ihn nicht.

Über meine Mutter weiß ich natürlich mehr, aber im Grunde genommen ist sie für mich nur eine schattenhafte Gestalt, denn sie hat ja die Familie verlassen, als ich noch relativ jung war. Neun oder zehn war ich – ich weiß es nicht mehr genau – und erfuhr bei meiner Heimkehr von einer Konzertreise durch Österreich, dass meine Mutter fortgegangen war, ohne eine Spur zu hinterlassen. Sie hatte alles mitgenommen, was ihr gehörte, jedes Kleidungsstück und jedes Buch, dazu eine große Zahl Familienfotografien, und war verschwunden wie ein Dieb in der Nacht. Allerdings war es Tag gewesen, wie man mir erzählte, und sie hatte sich ein Taxi genommen. Sie ließ keinen Brief und keine Adresse für uns zurück. Ich hörte nie wieder von ihr.

Mein Vater war mit mir in Österreich gewesen – er begleitete mich stets auf Konzertreisen, wie übrigens häufig auch Raphael – und wusste so wenig wie ich darüber, wohin und aus welchen Gründen meine Mutter gegangen war. Ich weiß nur, als wir nach Hause kamen, hatte mein Großvater eine seiner »Episoden«, meine Großmutter saß weinend auf der Treppe, und Calvin, der Untermieter, suchte allein und ohne Hilfe nach einer Telefonnummer, bei der er anrufen könnte.

Calvin, der Untermieter?, fragen Sie. War der frühere Mieter – James, richtig? – nicht mehr da?

Nein. Er muss im Jahr zuvor ausgezogen sein. Oder noch ein Jahr früher. Ich weiß es nicht mehr. Wir hatten im Lauf der Zeit eine ganze Reihe Untermieter. Anders wären wir finanziell nicht über die Runden gekommen, wie ich bereits sagte.

Erinnern Sie sich an alle?, fragen Sie.

Nein. Nur an die, die für mich eine besondere Bedeutung hatten, vermute ich. An Calvin, weil er an dem Abend da war, als ich erfuhr, dass meine Mutter uns verlassen hatte. An James, weil er dabei gewesen war, als alles begann.

Alles?

Ja. Die Musik. Der Geigenunterricht. Die Stunden bei Miss Orr. Alles eben.

26. August

Für mich ist jeder mit Musik verbunden. Wenn ich an Rosemary Orr denke, fällt mir unweigerlich Brahms ein, das Violinkonzert, das sie aufgelegt hatte, als ich ihr das erste Mal begegnete. Bei Raphael denke ich an Mendelssohn. Bei meinem Vater ist es Bach, die Violinsonate in G-Moll. Und mein Großvater ist für mich immer mit Paganini verbunden. Die vierundzwanzigste Caprice war sein Lieblingsstück. »Diese Fülle von Tönen«, pflegte er staunend zu sagen. »Diese vollkommenen Töne.«

Und Ihre Mutter?, fragen Sie. Welches Musikstück verbinden Sie mit Ihrer Mutter?

Keines, eigentlich. Bei ihr ist es nicht so wie bei den anderen. Ich weiß nicht, woher das kommt. Das ist interessant. Vielleicht eine Form der Verleugnung? Oder der Verdrängung von Gefühlen? Ich weiß es nicht. Sie sind die Psychiaterin. Erklären Sie es mir.

Ich tue das übrigens auch heute noch. Ich meine, dass ich ein bestimmtes Musikstück mit einer bestimmten Person verknüpfe. Bei Sherill beispielsweise denke ich sofort an Bartóks Rhapsodie. Das ist das Stück, das wir beide spielten, als wir das erste Mal gemeinsam öffentlich auftraten, vor Jahren, in St. Martin's in the Fields. Wir haben es seither nie wieder gespielt und wir waren damals beide noch Teenager – das amerikanische und das englische Wunderkind, das gab hervorragende Presse, glauben Sie mir –, aber mir wird immer sofort der Bartók präsent sein, wenn ich an Sherill denke. So funktioniert mein Bewusstsein einfach.

Und so funktioniert es auch bei Menschen, die nicht im Ge-

ringsten musikalisch sind. Nehmen Sie zum Beispiel Libby. Habe ich Ihnen von Libby erzählt? Libby, die Untermieterin. Ja, wie James und Calvin und all die anderen, nur gehört sie in die Gegenwart und nicht in die Vergangenheit. Sie wohnt im Souterrain meines Hauses am Chalcot Square.

Ich hatte überhaupt nicht daran gedacht, die Wohnung unten zu vermieten, bis sie eines Tages bei mir vor der Tür stand, um mir einen Plattenvertrag abzuliefern, den mein Agent sofort unterzeichnet haben wollte. Sie arbeitet bei einem Kurierdienst, und ich erkannte erst, dass sie eine Frau war, als sie mir die Unterlagen gab, ihren Motorradhelm abnahm und mit einer Kopfbewegung zu den Verträgen sagte: »Ay, nehmen Sie's mir nicht übel, okay? Ich muss einfach fragen. Sind Sie Rockmusiker oder so was?« Sie hatte diese übertrieben lässige und aufdringlich freundliche Art an sich, die eine Krankheit der Kalifornier zu sein scheint.

Ich sagte: Nein, ich bin Konzertgeiger.

»Nie im Leben!«, rief sie.

Doch im Leben, sagte ich.

Woraufhin sie mich so entgeistert ansah, dass ich glaubte, ich hätte es mit einer Schwachsinnigen zu tun.

Ich unterschreibe niemals einen Vertrag, ohne ihn vorher gelesen zu haben, auch wenn mein Agent stets beleidigt behauptet, das zeige, wie wenig Vertrauen ich in seine Geschäftstüchtigkeit habe, und da ich das arme Ding – so wirkte sie damals auf mich – nicht draußen warten lassen wollte, während ich den Vertrag prüfte, bat ich sie herein. Wir gingen in die erste Etage hinauf, wo mein Musikzimmer mit Blick auf den Platz ist.

»Oh! Wau! Sie sind echt wer, hm?«, sagte sie, während wir nach oben gingen und sie die Entwürfe für die CD-Cover sah, die an der Wand im Treppenflur aufgehängt waren. »Ich komm mir richtig blöd vor.«

Ich sagte: »Unsinn«, und ging, bereits in Vertragsklauseln über Begleiter, Tantiemen und Termine vertieft, ins Musikzimmer.

»Das ist ja irre hier«, sagte sie beeindruckt, während ich zu der Fensterbank ging, auf der ich eben jetzt diese Ereignisse für Sie aufschreibe, Dr. Rose. »Wer ist der Typ da mit Ihnen auf dem Foto? Der mit den Krücken. Mann, Sie schauen aus, als wären Sie gerade mal sieben Jahre alt.«

Du meine Güte! Er ist vielleicht der größte Geiger auf Erden, und die Frau hat keine Ahnung. »Itzhak Perlman«, sagte ich. »Und ich war damals sechs, nicht sieben.«

»Wau!«, sagte sie wieder. »Und Sie haben richtig mit ihm zusammen *gespielt*, obwohl Sie erst sechs waren?«

»Wohl kaum. Aber ich durfte ihm an einem Nachmittag vorspielen, als er in London war.«

»Cool!«

Während ich las, marschierte sie im Zimmer herum und kommentierte, was sie sah, mit Ausrufen aus ihrem ziemlich beschränkten Vokabular. Ganz besonders hatte es ihr anscheinend mein erstes Instrument angetan, die kleine Sechzehntelgeige, die in meinem Musikzimmer einen Ehrenplatz innehatte. Ich bewahre auch meine Guarneri dort auf, die Geige, mit der ich heute spiele. Sie lag in ihrem Kasten, und der Kasten war offen, weil ich gerade beim Üben gewesen war, als Libby mit den Verträgen kam. Unbedarft, wie sie offensichtlich war, griff sie einfach zu und zupfte die E-Saite.

Der Ton jagte mich in die Höhe wie ein Pistolenschuss. »Rühren Sie die Geige nicht an!«, brüllte ich und erschreckte sie damit so sehr, dass sie wie ein Kind reagierte, das eine Ohrfeige bekommen hat.

»'tschuldigung!«, sagte sie und wich mit ausgestreckten Armen zurück. Als ihr Tränen in die Augen traten, wandte sie sich hastig ab.

Ich legte die Vertragspapiere aus der Hand und sagte: »Tut mir Leid! Ich wollte Sie nicht erschrecken. Aber dieses Instrument ist zweihundertfünfzig Jahre alt. Ich gehe sehr sorgsam mit ihm um und erlaube im Allgemeinen niemandem –«

Mit dem Rücken zu mir, winkte sie ab. Sie holte ein paar Mal tief Luft, dann schüttelte sie energisch den Kopf, wobei ihr Haar in alle Richtungen flog – habe ich erwähnt, dass sie lockiges Haar hat? Dunkelblond und sehr kraus –, und rieb sich die Augen. Dann drehte sie sich herum und sagte: »Ist schon okay. Ich hätte die Geige nicht anrühren sollen. Das war total gedankenlos von mir. Ich kann verstehen, dass Sie mich angebrüllt haben, ehrlich. Es war nur – wissen Sie, einen Moment lang waren Sie so total Rock, dass ich Panik gekriegt hab.«

Eine Sprache vom anderen Stern. Ich sagte: »Total Rock?«

»Rock Peters«, erklärte sie. »Vormals Rocco Petrocelli und derzeit mein Nochehemann. Eigentlich leben wir getrennt, aber nur so getrennt, wie er's zulässt, weil er die Kohle und überhaupt nichts damit am Hut hat, mir zu helfen, damit ich auf eigenen Füßen stehen kann.«

Ich fand, sie sähe viel zu jung aus, um verheiratet zu sein, aber es stellte sich heraus, dass sie, so wenig man das bei ihrem Aussehen und gewissen Resten von Babyspeck, die übrigens etwas recht Niedliches hatten, vermuten konnte, dreiundzwanzig Jahre alt und seit zwei Jahren mit dem unerfreulichen Rock verheiratet war.

Für den Moment jedoch begnügte ich mich mit einem kurzen »Ach!« als Kommentar.

Sie sagte: »Er hat einen Wahnsinnsjähzorn und von ehelicher Treue noch nie was gehört. Ich wusste nie, wann er ausflippen würde. Nachdem ich mich zwei Jahre lang ständig mit eingezogenem Kopf in der Bude rumgedrückt hatte, machte ich Schluss.«

»Oh. Das tut mir Leid.« Ich gebe zu, dass ich mich bei diesen privaten Geständnissen nicht sonderlich wohl fühlte. Es ist nicht so, dass mir solche Selbstentblößungen völlig fremd sind. Alle Amerikaner, die ich kenne, haben eine Neigung zu Beichte und Zerknirschung, als gehörte in ihrer Kultur das Herzausschütten genauso zur Grundausbildung wie das Salutieren vor der Flagge. Aber wenn man etwas kennt, heißt das noch lange nicht, dass es einem willkommen ist. Ich meine, was soll man mit solchen persönlichen Informationen eines anderen *anfangen*?

Sie erzählte mir noch mehr. Sie wollte die Scheidung, er nicht. Sie lebten weiterhin unter einem Dach, weil sie nicht das Geld hatte, um sich von ihm zu trennen. Immer wenn sie sich gerade so viel zusammengespart hatte, wie sie brauchte, um sich auf eigene Füße zu stellen, hielt er einfach ihren Lohn so lange zurück, bis sie das mühsam Ersparte wieder aufgebraucht hatte.

»Und ich frag mich echt, warum er mich überhaupt dahaben will. Das ist so ungefähr das größte Rätsel meines Lebens, wissen Sie? Ich meine, der Typ ist total vom Herdentrieb beherrscht, wozu dann der Quatsch?«

Er war, erklärte sie mir, ein Macho ohnegleichen, ein Anhän-

ger der Überzeugung, dass eine Gruppe weiblicher Wesen – »die Herde, capito?« – von nur einem männlichen Wesen beherrscht und begattet werden sollte.

»Das Problem ist nur, dass in Rocks Augen das gesamte weibliche Geschlecht die Herde darstellt. Und er muss sie alle bumsen, um sie glücklich zu machen.« Sie schlug sich mit der Hand auf den Mund und sagte: »Hoppla. Entschuldigung.« Und dann lachte sie und sagte: »Na ja, und so weiter. Du meine Güte, ich laber Ihnen hier die Ohren voll. Tut mir echt Leid. Haben Sie die Papiere unterschrieben?«

Das hatte ich natürlich nicht getan. Ich hatte ja gar keine Gelegenheit gehabt, sie zu lesen. Ich sagte, ich würde sie gleich unterschreiben, wenn Sie noch einen Moment warten könne. Daraufhin setzte sie sich still in eine Ecke.

Ich las, machte einen kurzen Anruf, um eine Passage zu klären, unterzeichnete die Verträge und gab sie ihr zurück. Sie schob sie in ihre Tasche, sagte danke und fragte dann, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt: »Darf ich Sie um einen Gefallen bitten?«

»Kommt darauf an.«

Sie trat leicht verlegen von einem Fuß auf den anderen. Aber dann packte sie den Stier bei den Hörnern, und ich bewunderte sie dafür. »Würden Sie – ich meine, ich habe noch nie eine Geige live gehört. Würden Sie mir bitte ein Lied vorspielen?«

Ein Lied! Sie hatte wirklich keine Ahnung! Aber auch Ahnungslose können lernen, und sie hatte höflich gefragt. Warum also nicht? Ich war sowieso beim Üben gewesen. Ich hatte an Bartóks Violinsonate gearbeitet und spielte ihr einen Teil der *Melodia* vor. Ich spielte so, wie ich immer spielte: mit ganzer Hingabe an die Musik, ohne Gedanken an mich selbst oder den Zuhörer. Als ich das Ende des Satzes erreichte, hatte ich ihre Anwesenheit vergessen. Ich ging zum Presto über, hörte wie immer Raphaels Mahnung: Mach es zu einer Aufforderung zum *Tanz*, Gideon. Spür die Lebendigkeit. Lass es funkeln wie Licht.

Zum Ende gekommen, wurde ich mir abrupt ihrer Gegenwart wieder bewusst, als sie sagte: »O wau! *Wahnsinn!* Ich meine, Sie sind ja echt total hervorragend!«

Als ich sie ansah, bemerkte ich, dass sie irgendwann während meines Spiels zu weinen begonnen hatte. Ihre Wangen waren

feucht, und sie kramte in den Taschen ihrer Lederkluft, vermutlich auf der Suche nach einem Taschentuch, um ihre tropfende Nase zu trocknen. Es freute mich, sie mit Bartók bewegt zu haben, und noch mehr freute es mich, dass ich mit meiner Einschätzung ihrer Lernfähigkeit Recht gehabt hatte. Ich denke, das war der Grund, weshalb ich sie zum Morgenkaffee einlud. Es war ein schöner Tag, und wir tranken den Kaffee im Garten, wo ich am vorhergegangenen Nachmittag in der Laube an einem meiner Drachen gebastelt hatte.

Von den Drachen habe ich bisher nichts erzählt, nicht wahr, Dr. Rose? Nun, eigentlich gibt es dazu auch nichts weiter zu sagen. Drachenbauen ist einfach etwas, womit ich mich beschäftige, wenn ich das Gefühl habe, eine Pause von der Musik zu brauchen. Ich lasse sie auf dem Primrose Hill steigen.

Natürlich, Sie suchen gleich wieder nach einer tieferen Bedeutung, nicht wahr? Was bedeutet es für die Biografie und die gegenwärtige Lebenssituation des Patienten, dass er Drachen baut und steigen lässt? Das Unbewusste äußert sich in allen unseren Handlungen. Wir brauchen mit unserem Bewusstsein nur die Bedeutung dieser Handlungen zu erfassen und in verständliche Form zu bringen.

Drachen. Luft. Wind. Freiheit. Aber Freiheit wovon? Was für eine Freiheit brauche ich, da doch mein Leben reich und voll und rund ist?

Soll ich das Knäuel, das Sie aufzurollen suchen, noch ein wenig mehr verwirren? Ich bin nicht nur Drachenbauer, ich bin auch Segelflieger. Sie kennen diesen Sport: Man lässt sich in einem Flugzeug ohne Motor von einer Motormaschine hochziehen, klinkt dann aus und navigiert allein auf den Luftströmungen.

Mein Vater findet dieses Hobby ganz besonders beängstigend. Es hat zwischen uns zu solch heftigen Auseinandersetzungen geführt, dass wir nicht mehr darüber sprechen. Als ihm endlich klar wurde, dass er keinen Einfluss mehr darauf hat, was ich mit den wenigen Mußestunden anfange, die mir bleiben, schrie er wütend: »Ich will nichts mehr von dir wissen, Gideon!« Und von da an war das Thema zwischen uns tabu.

Es ist aber doch auch ein ziemlich gefährlicher Sport, sagen Sie.

Nicht gefährlicher als das Leben, antworte ich darauf.

Und dann fragen Sie: Was gefällt Ihnen am Segelfliegen? Die Stille? Die Beherrschung einer Kunst, die mit dem Beruf, den Sie sich erwählt haben, so gar nichts zu tun hat? Ist es eine Art der Flucht, Gideon, oder reizt Sie vielleicht das Risiko?

Da kann ich nur sagen, es ist gefährlich, zu tief zu schürfen, wenn etwas so leicht zu erklären ist: Als Kind durfte ich, nachdem meine Begabung sich gezeigt hatte, nichts tun, was meine Hände irgendwie gefährdet hätte. Drachen steigen lassen und Segelfliegen – da sind meine Hände vor Verletzung sicher.

Aber Sie sehen doch die Bedeutung solcher Tätigkeiten, Gideon, das Himmelstrebende daran?

Ich sehe nur, dass der Himmel blau ist. Blau wie die Tür. Wie diese blaue, blaue Tür.

Gideon

28. August

Ich habe getan, was Sie vorgeschlagen haben, Dr. Rose, und kann nicht mehr dazu sagen, als dass ich mir wie ein kompletter Idiot vorkam. Vielleicht wäre das Experiment anders ausgegangen, wenn ich es, wie Sie wünschten, bei Ihnen in der Praxis vorgenommen hätte, aber es erschien mir einfach zu absurd. Absurder noch, als Stunden über diesem Tagebuch zu sitzen, anstatt auf meiner Geige zu üben, wie ich das gewöhnt bin und so gern tun würde.

Aber ich habe sie noch immer nicht angerührt.

Warum nicht?

Was soll die Frage, Dr. Rose? Sie wissen es doch. Sie ist weg. Die Musik ist weg. Verstehen Sie das denn nicht? Verstehen Sie nicht, was das bedeutet?

Heute Morgen war mein Vater hier. Er ist eben erst wieder gegangen. Er kam vorbei, um zu sehen, ob es mir besser geht – mit anderen Worten, ob ich versucht habe zu spielen. Er war immerhin so rücksichtsvoll, mich nicht direkt zu fragen. Aber er brauchte auch gar nicht zu fragen, die Guarneri lag noch genau so da, wie er sie hingelegt hatte, als er mich aus der Wigmore Hall nach Hause brachte. Ich habe noch nicht einmal den Nerv, den Kasten anzurühren.

Warum nicht?, fragen Sie wieder.

Und ich sage wieder, Sie wissen es doch. Weil mir im Moment aller Mut fehlt. Wenn ich nicht mehr spielen kann, wenn die Gabe, das Ohr, das Talent, das Genie, wie immer Sie es nennen wollen, auf den Tod krank oder mir ganz genommen ist, wie soll ich dann existieren? Nicht, wie soll ich weitermachen, Dr. Rose, sondern wie soll ich existieren! Wie soll ich existieren, wenn doch alles, was ich bin, von meiner Musik umfasst und durch sie definiert ist?

Dann sollten wir uns vielleicht die Musik einmal genauer ansehen, sagen Sie. Wenn jeder Mensch in Ihrem Leben auf irgendeine Art mit Ihrer Musik verknüpft ist, dann müssen wir diese Musik vielleicht viel, viel aufmerksamer betrachten, um auf den Schlüssel zu Ihren Leiden zu stoßen.

Ich lache und sage: War das Wortspiel beabsichtigt?

Und Sie sehen mich mit diesem ernsten, durchdringenden Blick an, nicht bereit, auf Leichtfertigkeiten einzugehen. Bartók, sagen Sie, über den Sie zuletzt geschrieben haben, die Violinsonate – ist das das Musikstück, das Sie mit Libby verknüpfen?

Ja, das stimmt, ich verknüpfe die Sonate mit Libby. Aber Libby hat mit meinem gegenwärtigen Problem nichts zu tun. Das versichere ich Ihnen.

Mein Vater hat das Tagebuch übrigens entdeckt. Als er vorbeikam, um nach mir zu sehen, fand er es auf der Fensterbank. Und bevor Sie fragen – nein, er hat nicht darin herumgeschnüffelt. Er ist vielleicht rücksichtslos in seiner Zielstrebigkeit, aber ein Spitzel ist er nicht. Er hat lediglich die letzten fünfundzwanzig Jahre seines Lebens daran gegeben, um die Karriere seines einzigen Kindes zu fördern, und er möchte natürlich, dass diese Karriere sich weiter entwickelt und nicht in einem plötzlichen Abbruch endet.

Ich werde allerdings nicht mehr lang sein einziges Kind sein. Daran habe ich in den letzten Wochen gar nicht mehr gedacht. Jill ist ja auch noch da. Ich kann mir nicht vorstellen, in meinem Alter einen kleinen Bruder oder eine kleine Schwester zu bekommen, geschweige denn eine Stiefmutter, die nicht einmal zehn Jahre älter ist als ich. Aber wir leben in einer Zeit der flexiblen Familien, und es ist wohl das Klügste, man passt sich den gleitenden Definitionen an.

Trotzdem finde ich es ziemlich merkwürdig, dass es meinem Vater jetzt noch einfällt, eine neue Familie zu gründen. Ich habe natürlich nicht erwartet, dass er nach der Scheidung auf immer und ewig allein bleiben würde. Aber nach beinahe zwanzig Jahren, in denen er meines Wissens niemals auch nur mit einer Frau befreundet war, geschweige denn eine engere Beziehung hatte, bei der man sich körperliche Intimität hätte vorstellen können, überrascht mich dieser Entschluss doch sehr.

Ich lernte Jill bei der BBC kennen, als ich mir den Rohschnitt

eines Dokumentarberichts ansah, der im East London Conservatory gedreht worden war. Das ist inzwischen mehrere Jahre her, Jill hatte damals gerade diese hervorragende Bearbeitung von *Desperate Remedies* herausgebracht. Haben Sie die übrigens gesehen? Sie ist eine große Verehrerin von Thomas Hardy. Sie arbeitete damals in der Dokumentarfilmabteilung der BBC, wenn das die richtige Bezeichnung ist. Mein Vater muss sie ebenfalls um diese Zeit kennen gelernt haben, aber ich erinnere mich nicht, die beiden je zusammen gesehen zu haben, und ich habe keine Ahnung, wann die Beziehung zwischen ihnen begonnen hat. Ich weiß nur noch, dass mein Vater mich einmal zu sich zum Essen einlud und ich Jill dort in der Küche antraf. Sie stand am Herd und kochte irgendetwas. Ich wunderte mich zwar, sie zu sehen, glaubte aber, sie wäre nur gekommen, um uns die Endfassung des Dokumentarberichts zur Begutachtung zu bringen. Kann sein, dass sich damals etwas anbahnte. Mein Vater stand, wenn ich mich jetzt erinnere, nach diesem Abend jedenfalls nicht mehr so uneingeschränkt wie bisher zu meiner Verfügung. Also hat die Geschichte vielleicht damals angefangen. Aber da Jill und mein Vater nie zusammenlebten – das soll sich meinem Vater zufolge nach der Geburt des Kindes ändern –, hatte ich im Grunde keinen Anlass, anzunehmen, dass irgendetwas zwischen ihnen wäre.

Und jetzt, wo Sie es wissen?, fragen Sie. Wie empfinden Sie es? Wann haben Sie von der Beziehung Ihres Vaters erfahren? Wann von dem Kind? Und wo war das?

Ich weiß schon, worauf Sie hinaus wollen. Aber ich muss Sie enttäuschen, Sie sind auf dem Holzweg, Dr. Rose.

Ich habe bereits vor einigen Monaten von der Beziehung meines Vaters zu Jill erfahren, nicht am Tag des Konzerts in der Wigmore Hall, nicht einmal in derselben Woche oder im selben Monat. Und es war weit und breit nirgends eine blaue Tür, als ich die freudige Nachricht von der baldigen Geburt meines künftigen Halbgeschwisters erhielt. Sehen Sie, ich wusste doch gleich, worauf Sie hinaus wollen.

Aber wie empfanden Sie es?, fragen Sie wieder, dass Ihr Vater nach so vielen Jahren eine zweite Ehe eingehen wollte –

Es ist nicht die Zweite, korrigiere ich Sie sogleich. Es ist die Dritte!

Die dritte Ehe? Sie sehen die Notizen durch, die Sie sich während unserer Sitzungen gemacht haben, und finden keinen Hinweis auf eine frühere Ehe vor meiner Geburt. Aber es hat sie gegeben, und aus dieser ersten Ehe ist auch ein Kind hervorgegangen, ein Mädchen, das noch im Säuglingsalter starb.

Sie hieß Virginia, und ich weiß nicht genau, wie und wo sie starb oder wie lange nach ihrem Tod mein Vater die Ehe mit ihrer Mutter beendete. Ich weiß nicht einmal, wer ihre Mutter war, ich kenne sie nicht. Tatsächlich weiß ich überhaupt nur von ihrer Existenz – und dieser früheren Ehe meines Vaters –, weil mein Großvater einmal, als er einen seiner Anfälle hatte, darüber zu schimpfen begann. Genauso, wie er immer auf meinen Vater schimpfte, wenn er aus dem Haus gebracht wurde, und brüllte, er wäre nicht sein Sohn. Nur schrie er diesmal, mein Vater könne sein Sohn nicht sein, er produziere ja nur Krüppel. Und ich nehme an, irgendjemand beruhigte mich mit einer hastigen Erklärung – war es meine Mutter, oder war sie damals schon fort? –, da ich wohl glaubte, mein Großvater meinte mich. Vermutlich ist Virginia also an irgendeinem, vielleicht erblichen Leiden gestorben. Was ihr tatsächlich fehlte, weiß ich nicht. Wer immer mir damals von ihr erzählte, wusste es wohl nicht oder wollte es mir nicht sagen, und danach wurde nie wieder über das Thema gesprochen.

Es wurde nie wieder darüber gesprochen?, fragen Sie.

Aber Sie kennen das doch, Dr. Rose. Kinder sprechen nicht über Dinge, die sie mit Chaos, Tumult und Streit verbinden. Sie lernen schon sehr früh, dass es besser ist, nicht in einem Wespennest herumzustochern. Den Rest können Sie sich gewiss denken: Da meine ganze Konzentration auf die Geige gerichtet war, dachte ich nicht mehr über die Geschichte nach, sobald man mich beruhigt und der Wertschätzung meines Großvaters versichert hatte.

Die Geschichte mit der blauen Tür jedoch ist etwas anderes. Wie ich bereits zu Beginn sagte, tat ich genau das, was Sie vorgeschlagen und was wir schon in Ihrer Praxis versucht hatten. Ich stellte mir die Tür vor: preußischblau mit einem silbernen Ring in der Mitte als Türklopfer, zwei Schlösser, glaube ich, das eine in Silber wie der Ring und vielleicht eine Haus- oder Wohnungsnummer oberhalb des Rings.

Ich verdunkelte mein Schlafzimmer, legte mich auf mein Bett, schloss die Augen und versuchte, mir diese Tür vorzustellen. Ich stellte mir vor, ich ginge auf sie zu und umschlösse mit der Hand den Ring, der als Türklopfer dient. Ich stellte mir vor, ich sperrte auf; zuerst das untere Schloss mit so einem altmodischen Schlüssel mit grob gezacktem Bart, von dem sich leicht ein Duplikat machen lässt, dann das obere mit einem schmalen, modernen Sicherheitsschlüssel. Und nun, da offen ist, lehne ich mich mit der Schulter an die Tür und stoße sie leicht an. Und was geschieht? Nichts, Dr. Rose, rein gar nichts.

Hinter der Tür ist nichts. Nur Leere. Sie würden gern ein bisschen herumdeuten an dem, was ich hinter der Tür entdeckt habe, oder auch an ihrer Farbe, der Tatsache, dass sie zwei Schlösser hat statt eines und einen Ring als Klopfer. Könnte es eine Flucht vor Verbindlichkeit sein?, fragen Sie sich, während diese Übung bei mir gar nichts auslöst. Nichts hat sich mir gezeigt. Kein Gespenst hinter dieser Tür. Sie führt nirgendwohin, sie steht nur da oben am Ende der Treppe wie –

Treppe? Sie stürzen sich sofort darauf. Es gibt also auch eine Treppe?

Ja, es gibt eine Treppe. Und das heißt, wie wir beide wissen, aufwärts steigen, in die Höhe streben, sich aus der Tiefe emporarbeiten. Und wenn schon!

Sie sehen die Erregung in meiner Handschrift, nicht wahr? Sie sagen, bleiben Sie bei der Angst. Sie wird Sie nicht umbringen, Gideon. Gefühle töten nicht. Sie sind nicht allein.

Das habe ich auch nie geglaubt, sage ich. Unterstellen Sie mir nicht etwas, wozu ich Ihnen keine Grundlage gegeben habe, Dr. Rose.

2. September

Libby war hier. Sie weiß, dass etwas nicht stimmt, weil sie seit Tagen kein Geigenspiel gehört hat und sie es im Allgemeinen stundenlang über sich ergehen lassen muss, wenn ich übe. Deshalb hatte ich die Souterrainwohnung nicht vermietet, nachdem die vorherigen Mieter ausgezogen waren. Ich dachte zwar daran, es

zu tun, als ich das Haus nach dem Kauf bezog. Aber dann wurde mir klar, dass mich das Kommen und Gehen eines Mieters – selbst bei getrennten Eingängen – stören würde, und ich im Übrigen auch keine Lust hatte, mich aus Rücksicht auf andere in meinen Übungszeiten einzuschränken.

Das alles erzählte ich Libby an jenem ersten Tag. Wir standen draußen vor der Haustür, sie zog die Reißverschlüsse ihrer Lederkluft zu und wollte gerade ihren Helm aufsetzen, als sie die leere Wohnung unten sah.

»Wau!«, rief sie. »Ist die zu vermieten?«

Ich erklärte ihr, dass ich die Wohnung absichtlich leer stehen ließ; dass sie an ein junges Paar vermietet gewesen sei, als ich das Haus gekauft hatte, die beiden aber sehr schnell ausgezogen seien, weil sie sich für Geigenspiel zu jeder Tages- und Nachtzeit nicht begeistern konnten.

Sie neigte den Kopf zur Seite und sagte: »Hey, wie alt sind Sie eigentlich? Reden Sie immer so hochgestochen? Als Sie mir vorhin die Drachen gezeigt haben, haben Sie sich total normal angehört. Also, wie kommt das? Gehört das dazu, wenn man Engländer ist? Sobald man aus dem Haus geht, wird man Henry James?«

»Der war kein Engländer«, sagte ich.

»Ach! Tut mir Leid.« Sie wollte den Riemen ihres Helms zuziehen, schaffte es aber nicht. Sie wirkte nervös. »Ich habe mich auf der Highschool gerade mal so durchgemogelt, wissen Sie, da können Sie von mir nicht verlangen, dass ich Henry James von Sid Vicious unterscheiden kann, Kumpel. Ich weiß nicht mal, warum er mir überhaupt in den Kopf gekommen ist. Oder Sid Vicious.«

»Wer ist Sid Vicious?«, fragte ich mit ernster Miene.

Sie starrte mich an. »Jetzt hören Sie aber auf! Das soll wohl ein Witz sein?«

»Ja«, antwortete ich.

Da lachte sie. Na ja, nicht richtig, es war eher ein Wiehern. Und sie packte mich beim Arm und sagte auf eine so unglaublich vertrauliche Art: »Mensch, du!«, dass ich gleichzeitig verblüfft und entwaffnet war. Und da habe ich angeboten, ihr die untere Wohnung zu zeigen.

Warum?, fragen Sie.

Weil sie sich nach der Wohnung erkundigt hatte und ich sie ihr

zeigen wollte, und wahrscheinlich auch, weil ich sie eine Weile um mich haben wollte. Sie war so völlig unenglisch.

Sie sagen: Ich meinte nicht, warum Sie ihr die Wohnung zeigten, Gideon, ich meinte, warum erzählen Sie mir von Libby.

Weil sie gerade hier war.

Sie ist wichtig, nicht wahr?

»Ich weiß es nicht.«

3. September

»Mein richtiger Name ist Liberty«, sagt sie. »Ist das nicht absolut das Letzte? Meine Eltern waren Hippies, bevor sie Yuppies wurden, also lange bevor mein Dad in Silicon Valley ungefähr eine Billion Dollar machte. Von Silicon Valley wirst du ja wohl schon mal gehört haben, oder?«

Wir stapfen den Primrose Hill hinauf. Es ist ein Spätnachmittag im vergangenen Jahr. Ich trage einen meiner Drachen. Libby hat mich überredet, mit ihr zum Drachensteigen zu gehen. Eigentlich müsste ich üben. Ich soll in knapp drei Wochen mit den Philharmonikern das zweite Violinkonzert von Paganini einspielen, und das *Allegro maestoso* bereitet mir einige Schwierigkeiten. Aber Libby ist gerade von einer Auseinandersetzung mit dem fürchterlichen Rock zurückgekehrt, der wieder einmal ihren Lohn einbehalten hat. »Und weißt du, was das Arschloch gesagt hat, als ich mein Geld verlangt hab«, berichtet sie mir. »›Mach 'ne Fliege, Maus‹, hat er gesagt. Und das machen wir jetzt, Gideon, komm. Wir machen die große Fliege mit einem deiner Drachen. Du arbeitest sowieso zu viel.«

Ich bin einverstanden. Ich habe bereits sechs Stunden Arbeit hinter mir, mit nur einer kurzen Unterbrechung gegen Mittag für einen Spaziergang im Regent's Park. Ich lasse sie den Drachen aussuchen, den wir mitnehmen wollen, und sie wählt ein Kastenmodell, das kreiseln kann und genau die richtige Windgeschwindigkeit braucht, um zu zeigen, was es kann.

Wir machen uns auf den Weg, folgen dem Bogen der Chalcot Crescent – sanierte Häuser, von Libby, der London im Verfall anscheinend besser gefällt als in Erneuerung, mit abwertenden Be-

merkungen bedacht – und laufen über die Regent's Park Road in den Park, wo es zum Primrose Hill hinaufgeht.

»Der Wind ist zu stark«, sage ich und muss schreien, weil der Wind den Drachen packt und das Nylongewebe knallend gegen meinen Körper schlägt. »Für den hier braucht man ideale Bedingungen. Er wird wahrscheinlich nicht einmal abheben.«

Genauso ist es, sehr zu ihrer Enttäuschung, wo sie doch gehofft hatte, es dem »blöden Rock mit der großen Drachenfliege mal richtig zu zeigen. Der Typ ist so fies. Er droht mir echt damit, dass er den zuständigen Leuten« – eine vage Handbewegung in Richtung Westminster – »erzählen will, dass wir in Wirklichkeit überhaupt nicht verheiratet wären. Ich mein, nicht richtig, mit vollzogener Ehe und so. Dass wir's nie miteinander getan hätten. Dabei ist das echt der reine Scheiß.«

»Was würde denn passieren, wenn er den Behörden mitteilte, ihr wärt in Wirklichkeit nicht verheiratet?«

»Aber wir sind's doch. Mann, ich flipp noch aus mit dem Typen.«

Sie fürchtet, wie sich herausstellt, dass sie wegen ihrer Aufenthaltserlaubnis Schwierigkeiten bekommen wird, wenn ihr Mann seine Drohung wahr macht. Er wiederum fürchtet, da sie aus seiner – in meiner Vorstellung zweifellos verwahrlosten – Wohnung in Bemondsey in die Wohnung am Chalcot Square umgezogen ist, sie endgültig zu verlieren, was er offenbar trotz seiner ständigen Geschichten mit anderen Frauen nicht will. Es kam also wieder einmal zum Streit zwischen den beiden, der damit endete, dass er sie hinauswarf.

Sie tut mir Leid, und da uns der Drachen nicht den Gefallen getan hat, »die große Fliege« zu machen, lade ich sie zum Kaffee ein. Und bei dieser Gelegenheit erzählt sie mir, dass der Name Libby nur eine Kurzform von Liberty ist.

»Diese Hippies!«, sagt sie, von ihren Eltern sprechend. »Die wollten ihren Kindern die superabgefahrenen Namen geben.« Dabei tat sie mit spöttischer Miene so, als zöge sie an einer Marihuanazigarette. »Meine Schwester hat's sogar noch schlimmer erwischt. Sie heißt Equality. Kannst du dir das vorstellen? Sie nennt sich Ali. Und wenn noch ein drittes Kind gekommen wäre –«

»Fraternity?«, sage ich.

»Du hast's erfasst. Immerhin kann ich noch heilfroh sein, dass sie abstrakte Begriffe gewählt haben. Sonst würde ich jetzt vielleicht Baum heißen.«

Ich muss lachen. »Könnte auch ein bestimmter Baum sein – Weide, Pinie, Linde.«

»Linde Neal. Hey, das klingt richtig geil.« Sie kramt unter den Zuckertütchen auf dem Tisch nach dem Süßstoff. Ich habe bereits entdeckt, dass sie eine chronische Kalorienzählerin ist, deren Streben nach dem perfekten Körper ihr »ewiges Kreuz« ist, wie sie es ausdrückt. Sie gibt den Süßstoff in ihren Caffè latte mit der fettarmen Milch und sagt. »Und du, Gideon?«

»Ich?«

»Wie sind deine Eltern? Bestimmt keine ehemaligen Blumenkinder, oder?«

Sie hatte meinen Vater noch nicht kennen gelernt; er allerdings hatte sie einmal spätnachmittags gesehen, als sie auf ihrer Suzuki von der Arbeit nach Hause kam und die Maschine am gewohnten Platz auf dem Bürgersteig gleich neben der Treppe abstellte, die zur unteren Wohnung hinunterführte. Sie fuhr donnernd vor und ließ die Maschine zwei- oder dreimal aufheulen, wie das ihre Gewohnheit ist. Das Getöse erregte die Aufmerksamkeit meines Vaters. Er trat ans Fenster, sah sie und sagte: »Das kann doch nicht wahr sein! Da kettet so ein verdammter Motorradfahrer seine Maschine direkt an deinem Eisenzaun an, Gideon. Also –« Er schickte sich an, das Fenster aufzureißen.

»Das ist Libby Neal«, sagte ich. »Das ist schon in Ordnung, Dad. Sie wohnt hier.«

Er drehte sich langsam um. »Was sagst du da? Das ist eine *Frau* da draußen! Und sie *wohnt* hier?«

»Unten. In der Wohnung. Ich habe sie jetzt doch vermietet. Habe ich vergessen, dir das zu sagen?«

Vergessen konnte man es nicht nennen. Aber ich hatte es auch nicht bewusst unterlassen, ihm von Libby zu erzählen; es war einfach ein Thema, das nicht zur Sprache gekommen war. Mein Vater und ich sprechen täglich miteinander, aber unsere Gespräche drehen sich stets um berufliche Angelegenheiten – ein bevorstehendes Konzert, zum Beispiel, oder eine Konzertreise, die er gerade auf die Beine stellt, oder um Plattenaufnahmen, Interviews,

persönliche Auftritte von mir und dergleichen. Vergessen Sie nicht, dass ich von seiner Beziehung zu Jill erst erfuhr, als es kaum noch zu umgehen war. Ich meine, das plötzliche Auftauchen einer offensichtlich schwangeren Frau im Leben meines Vaters verlangte schließlich nach einer Erklärung. Aber wir hatten nie so eine kumpelhafte Vater-Sohn-Beziehung. Wir widmen uns beide seit meiner Kindheit ganz meiner künstlerischen Entwicklung als Musiker, und bei dieser beiderseitigen Konzentration auf eine bestimmte Sache hat nie die Möglichkeit oder auch die Notwendigkeit zu diesen Seelengesprächen bestanden, die heutzutage als Zeichen von Nähe zwischen Menschen gelten.

Glauben Sie mir, ich habe an der Beziehung, wie sie zwischen meinem Vater und mir besteht, überhaupt nichts auszusetzen. Sie ist stabil und zuverlässig, und wenn auch vielleicht nicht die Art seelischer Verbindung besteht, die uns dazu treibt, gemeinsam den Himalaja zu besteigen oder den Nil hinaufzupaddeln, so gibt sie mir doch Halt und Kraft. Um es ganz klar zu sagen, Dr. Rose, ohne meinen Vater wäre ich nicht da, wo ich heute bin.

4. September

Nein! Damit werden Sie mich nicht einfangen.

Wo sind Sie heute, Gideon?, fragen Sie freundlich und milde.

Aber ich mache dieses Spiel nicht mit! Mein Vater hat keinen Part in dieser Sache, was auch immer diese Sache sein mag. Wenn ich es nicht über mich bringe, die Guarneri auch nur zur Hand zu nehmen, so ist das nicht meines Vaters Schuld. Ich lasse mich von Ihnen nicht zu einem dieser wehleidigen Jammerlappen machen, die an jeder Schwierigkeit in ihrem Leben ihren Eltern die Schuld geben. Mein Vater hat ein schweres Leben gehabt. Er hat sein Bestes getan.

Schwer inwiefern?, wollen Sie wissen.

Na ja, stellen Sie sich nur vor, einen Mann wie meinen Großvater zum Vater zu haben! Mit sechs Jahren ins Internat verfrachtet zu werden. Und dann, wenn man schon mal zu Hause ist, mit den psychotischen Schüben des Vaters leben zu müssen. Dabei immer ganz klar zu wissen, dass überhaupt keine Hoffnung besteht, den

Erwartungen gerecht werden zu können, ganz gleich, was man tut, weil man adoptiert ist und der Vater einen das nie vergessen lässt. Nein, mein Vater hat als Vater, weiß Gott, sein Bestes getan. Und als Sohn war er besser als die meisten.

Besser als Sie in Ihrer Rolle als Sohn?, fragen Sie.

Danach müssen Sie meinen Vater fragen.

Aber was halten Sie von sich selbst als Sohn, Gideon? Was kommt Ihnen als Erstes in den Sinn?

Enttäuschung, antworte ich.

Dass Sie Ihren Vater enttäuscht haben?

Nein. Dass ich ihn nicht enttäuschen darf, aber es vielleicht tue.

Hat er Ihnen denn gesagt, wie wichtig es ist, ihn nicht zu enttäuschen?

Kein einziges Mal. Überhaupt nicht. Aber –

Aber?

Er mag Libby nicht. Irgendwie wusste ich von Anfang an, dass er sie nicht mögen oder dass ihre Anwesenheit in meinem Haus ihm nicht passen würde. Ich wusste, er würde fürchten, dass sie mich von meiner Arbeit ablenkt, oder sogar, was natürlich noch schlimmer wäre, von ihr abhält.

Sie fragen: Das ist wohl der Grund, warum er sofort »Es ist diese Frau, diese verwünschte Person« sagte, als Sie den Blackout in der Wigmore Hall hatten? Er ist ja augenblicklich auf Libby gekommen, nicht wahr?

Ja.

Warum?

Also, er will ganz sicher nicht, dass ich wie ein Mönch lebe. Weshalb sollte er auch? Familie ist alles für meinen Vater. Und wenn ich nicht eines Tages heirate und selbst Kinder in die Welt setze, wird es keine Familie mehr geben.

Ja, aber jetzt ist ein zweites Kind unterwegs, nicht wahr? Die Familie wird also fortbestehen, unabhängig davon, was Sie tun, Gideon.

Das ist richtig.

Und damit kann Ihr Vater jede Frau in Ihrem Leben ablehnen, ohne die Konsequenzen fürchten zu müssen; nämlich, dass Sie sich seine Ablehnung zu Herzen nehmen und niemals heiraten werden. Nicht wahr, Gideon?